Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Des Hinkenden Boten Vorrede zum 77er.

Der Hinkende beginnt auch diesmal seinen Kalender mit einer Vorrede, in welcher er Alles, was im vergangenen Jahre ihm auf dem Herzen lag, ablagert, um das neue Jahr wieder mit leichtem Herzen beginnen zu können. Es geht dem Hinkenden fast, wie dem Zirkelschmied von Schwarzenau bei Walldürn, der jeden Sonntag zur Beichte geht, sein Sündenpäcklein von der vergangenen Woche abschüttelt, und am Montag wieder von vorne anfängt. Allerdings, einiger Unterschied ist doch zwischen dem Zirkelschmied und dem Hinkenden, und wenn dieser sein Herz erleichtert, so sind es nicht lauter Sünden gewesen, die es beschwert haben, und sind auch viele Wünsche und Hoffnungen und manch' redliches Streben dabei. Zwar wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms. Und nun fangen wir an wie gewöhnlich, mit:

Ziffer 1.

Ziffer 2. Generalpostmeister Stephan. Der war auch Ziffer 2 im vorigen Kalender, damals aber hieß er Generalpostdirektor. „Nun", wird mancher geneigte Leser denken, „ist der brave Mann gemaßregelt, und vom Postdirektor zum Postmeister zurück versetzt worden? Was hat er denn gesündigt? Vielleicht weil er sich ausnimmt, mit den Deutschen „Deutsch" reden zu wollen, da doch sogar unser braves deutsches Heer sich noch eine Menge französischer Anpinseleien gefallen lassen, und

Da kommen Briefe von geneigten und ungeneigten Lesern.

einer schon gut französisch können muß, wenn er ein deutsches „Commando" verstehen will?"

Nein, das ist nur bei uns in Süddeutschland so, bei uns ist ein Generalpostdirektor mehr wie ein Generalpostmeister; im deutschen Reiche aber, da ist es anders, da wissen sie wohl, daß einer ein Direktor sein kann, und ist doch kein Meister; deßhalb ist im Reich ein Meister mehr, als ein Direktor, und deßhalb ist Herr Stephan, als ihn der Kaiser zum deutschen Generalpostmeister ernannte, nicht zurückgesetzt, sondern befördert worden.

Generalpostmeister war früher in Preußen ein hoher Posten, er hatte gleichen Rang mit dem Staatsminister, man mußte „Eure Excellenz" zu ihm sagen, („Eure Herrlichkeit" hätte sich natürlich nicht so gut ausgenommen) und die Excellenz hatte einen heidenmäßig großen Gehalt. Ganz so vornehm ist nun freilich Dr. Stephan vorerst noch nicht, denn er hat nicht den Titel „Excellenz", auch hat der deutsche Generalpostmeister 12,000 Mark weniger Gehalt als früher der preußische. Deßwegen ist er aber doch gehaltvoller und „excellenter" als manche von den alten Excellenzen mit ihren großen Gehalten, und was den Titel betrifft, so ist der Titel „General" für ihn der bezeichnendste und ehrenvollste, denn er befehligt nicht weniger als 65,000 Post- und Telegraphenbeamte, von den Postillonen und Postgäulen gar nicht zu reden, und alle folgen ihm auf den Wink, sie wissen warum, und das ist keine Kleinigkeit. Mancher wirkliche General hat nicht so viele zu „commandiren", und mancher versteht das Commando nicht so gut.

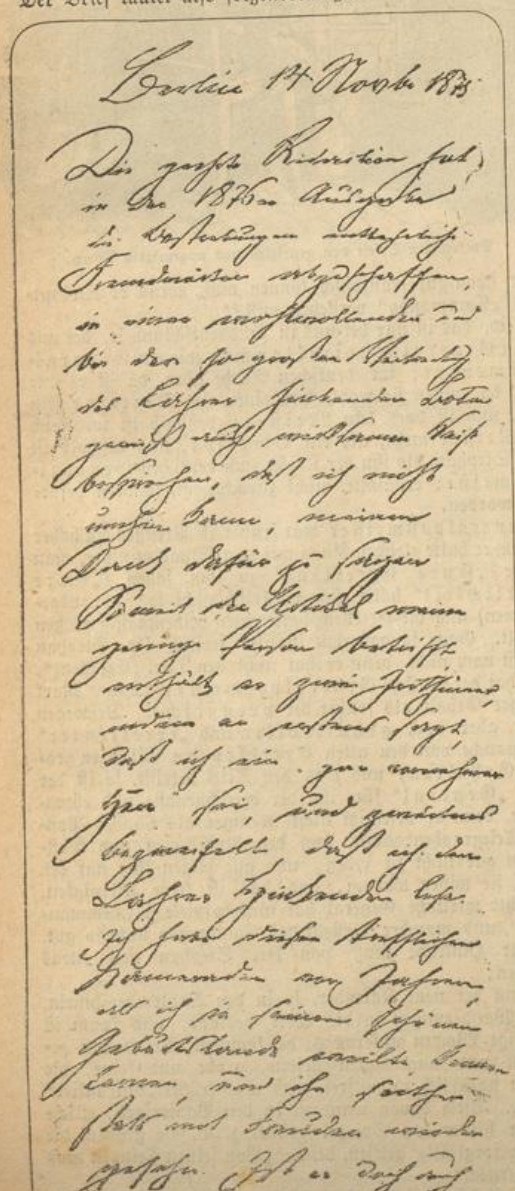
Der Hinkende muß von Dr. Stephan noch etwas erzählen:

Wenn der neue Kalender, so in den September hinein, seine Wanderungen in die Welt beginnt, und kaum ist er einige Wochen unterwegs, da kommen Briefe von geneigten und ungeneigten Lesern, grobe und feine, die groben natürlich unpostfrei, was man früher „unfrankirt" nannte. Viele davon wandern in den Papierkorb, etliche werden hinter den Spiegel gesteckt, z. B. die groben, die werden sorgfältig gelesen, denn: „Von seinen Feinden muß man lernen."

Ein Brief aber, den der Hinkende nach Erscheinen des 76er erhalten, hat ihm ganz besondere Freude gemacht,

es ist der Brief vom Generalpostdirector Stephan; damals war er noch nicht Generalpostmeister. Der Brief ist zwar schon in vielen Zeitungen abgedruckt worden, denn eine hat's der andern nachgedruckt, wie sie es denn so machen, deßwegen muß er aber doch in den Kalender, zum ewigen Angedenken; denn daß der Generalpostmeister des deutschen Reiches, und zwar ein Dr. Stephan, den Hinkenden einen „trefflichen Kameraden" und einen „Collegen" nennt, das hat diesen doch auch gar zu sehr gefreut, mehr als wenn er den schönsten Orden bekommen hätte; die sind ohnedies im Course gesunken, seitdem sie auf der Eisenbahn als Trinkgeld gegeben werden.

Der Brief lautet also folgendermaßen:



Die Schwarzen sind natürlich wüthend darüber, daß ein Mann wie Stephan, den sie doch auch, gern oder ungern, achten müssen, die Bemühungen des Hinkenden „für deutsche Art, Sitte und Bildung" in so freundlicher Weise anerkennt, sie sind vor Wuth ganz schwarzwild geworden, wenn auch, trotz dieser Rangerhöhung, nicht genießbarer. Es ist ein Glück, daß das Steinigen nicht mehr polizeilich erlaubt ist, wie zu des heiligen Stephanus Zeiten, es könnte sonst dem braven Dr. Stephan übel gehen. Zwar die Steine sind nicht mehr so gefährlich wie damals, sie werden geworfen, aber sie treffen nicht, und sie sollen rollen, aber sie rollen nicht, und die Berliner Wespen haben Recht, wenn sie sagen:

„Wie strenge mit Europen's sünd'gen Reichen
„Ging Pio nono wieder in's Gericht!
„Das könnte füglich einen Stein erweichen,
„Doch, — armer Mann! in's Rollen bringt's ihn nicht!

3. Die Orthographie oder Rechtschreibung. Jetzt weiß der Hinkende bald nicht mehr, wie er schreiben soll, es ist alles außer Rand und Band.

Sitzt die Familie des Herrn Expeditionsrath um den runden Tisch bei der Lampe, und die Kinder machen ihre Schulaufgaben. Der Adolf kaut an seiner Feder, denn er soll einen Aufsatz machen über die Sündfluth!

„Zeige einmal her", sagte der Expeditionsrath.

„Was?" rief er, und warf seinem Sprößling einen zornigen Blick zu, „das wimmelt ja von Schreibfehlern! Schämst Du dich nicht? Seit wann schreibt man denn Sintfluth, statt Sündfluth? Heißt es denn nicht im Liede:

„Dieweil darin ersäuset sind
„Viel sündhaft Vieh und Menschenkind!

Um ihrer Sünden willen, sind sie ersäuft worden mit einem Ui und einem weichen D hinten."

„Das verstehst Du nicht, lieber Vater", eiferte der naseweise Quintaner. „Du bist eben noch aus der alten Schule. Es gibt kein Ui mehr, und zu Noah's Zeiten haben die Menschen nicht mit dem weichen D, sondern mit dem harten T gesündigt, und deßwegen sind sie auch so hart bestraft worden."

„Und was soll denn das heißen, daß Du alle Hauptwörter klein schreibst?" fuhr der Herr Expeditionsrath fort, ohne den Witz seines hoffnungsvollen Sprößlings zu beachten.

„Man schreibt sie eben jetzt so," erwiederte Adolf, „die Franzosen und Engländer machen es auch so. Alles wird klein geschrieben, und nur die Engländer machen eine einzige Ausnahme mit sich selber, und sich selber schreiben sie groß: „I", „Ich", mit einem großen I."

Der Adolf kaut an seiner Feder, denn er soll einen Aufsatz machen über die Sündfluth.

„Was?" rief die Frau Therese und ließ vor Schrecken eine Masche an ihrem Strickstrumpf fallen. „Was? Alle Hauptwörter werden jetzt klein geschrieben? Ja, wie kann man denn da noch sehen, was ein Hauptwort ist?"

„Weißt Du, Therese," beschwichtigte der Herr Expeditionsrath, „das kann man immer noch herauskriegen; denn Du wirst Dich erinnern, es ist freilich schon lange her, daß wir in der Schule gelernt haben:

„Alles, vor das man Der, Die oder Das setzen kann, ist ein Hauptwort." Zum Beispiel: Mariechen, sagte er zu seinem kleinsten Mädchen, „ist der Mutter ihr Strickzeug ein Hauptwort oder nicht?" Das Mädchen fing an, an den Fingern abzuzählen: Der Strickzeug, die Strickzeug, das Strickzeug. „Es ist ein Hauptwort, Papa!" rief es triumphirend.

„Richtig, mein Kind. Aber das I von den Engländern gefällt mir ausnehmend. Ausnahme? Jawohl ist der Engländer eine Ausnahme, und dabei schwindelt er dem Khedive den Suezkanal ab, beglückt die Chinesen mit den Wohlthaten des Opiums und Indien mit dem Anblick seines Prinzen, kauft uns unsre deutschen Bleistifte ab und verkauft sie uns wieder als englische, und schlägt an seine Tasche und sagt: „I, Ich, der Engländer."

In England nennt man so etwas Nationalstolz!

Aber was die Rechtschreibung betrifft," schloß der Herr Expeditionsrath seine Rede, indem er aus seiner Pfeife eine Entrüstungsdampfwolke gegen die Decke blies," so sehe ich aus Deinem Aufsatze, Adolph, in welchem Du Dich sogar mit „Adolf," mit einem f hinten, unterschreibst, während Du doch mit einem ph getauft bist, so sehe ich aus Deinem Aufsatze, daß es die höchste Zeit ist, daß einmal von oben herunter eingeschritten werde, denn so kann es nicht fortgehen!"

Ob man in Berlin Wind davon bekommen hat, daß der Herr Expeditionsrath erklärt hat: „so könne es nicht mehr fortgehen," weiß der Hinkende nicht, aber das ist gewiß, daß das preußische Cultusministerium ganz der gleichen Ansicht ist, wie der Herr Expeditionsrath, und hat deßwegen eine Commission von Professoren und sonstigen gelehrten Herren einberufen, die sollen die Sache in Ordnung bringen. Diese Herren haben verschiedene Sitzungen gehalten und sind dann nach Hause gegangen, und das ist vor der Hand Alles, was man von ihnen weiß. Der Hinkende will es nur gestehen, es ist ihm ein wenig bange darauf, was für ein Hühnlein aus dem Ei schlüpfen wird, wenn es nur nicht eine ganz neue Sprache heruntergarzt, daß man vor lauter Deutsch kein Deutsch mehr versteht. Denn die allzu große Gelehrsamkeit ist oft eine grimmige Feindin des gesunden Menschenverstandes, das hat man bei unserem neuen Münzsystem gesehen. Ueber den „Franken," der eine Allerweltsmünze ist, in allen fünf Welttheilen bekannt und gerne gesehen, sind sie aus lauter Gelehrsamkeit hinweg gestolpert und haben die „Mark" erfunden, die man nicht einmal bis über die Schweizer Grenze bringen kann, ohne Verlust zu erleiden.

Nun, wir wollen das Beste hoffen, und schließlich wird sich das deutsche Volk keine neue Orthographie aufnöthigen lassen, ohne selbst ein Wort mitgesprochen zu haben. Einen großen Vortheil hat der jetzige Zustand, es kann kein Mensch mehr unorthographisch schreiben, und eine Haupteigenschaft der Frauenzimmer, unorthographische Briefe zu schreiben, gibt es nicht mehr. Und wenn des Herrn Expeditionsraths Katharine ihrem Schatz schreibt:

„Seiner Hochwollgeboren Herrn Gutscher Heinrich . . . . .,

und unten dran

„öwich Daine Dreie Katharine"

so ist sie hiezu fast eben so gut berechtigt, als wenn sich die Telegraphistin „Telegräfin" schreibt, um sich von hinten ein vornehmes Ansehen zu geben.

4. Die Maulwürfe. Da ist der Hinkende schön angekommen mit seinem 76er.

Da schreibt ihm ein Herr B. aus Bockenheim, und ein Sch. aus Bendorf, und merkwürdiger Weise, beide fast gleichlautend, als hätten sie's von einander abgeschrieben: „Was soll das heißen, Hinkender? In Eurem Kalender, beim Monat März, sagt Ihr unterm Feld- und Gartenbau wörtlich:

„Ebne die Maulwurfshaufen, fange jetzt die Maulwürfe, ehe sie Junge werfen."

Und im erzählenden Theile haltet Ihr eine ellenlange Lobrede auf die Maulwürfe, und erkläret gleichsam

Die Maulwürfe.

Jeden für einen Dummkopf, der diesen guten und nützlichen Thierchen etwas zu Leide thut!

He, Hinkender, wie reimt sich das zusammen?!"

Ja, darauf ist nicht viel zu sagen. Es reimt sich eigentlich gar nicht zusammen, und das ist eine der Sünden, die der Hinkende zu beichten hat; es wird wohl seine größte sein.

Eigentlich ist der Setzer schuld daran, denn der hat schon längst den Auftrag, den guten Maulwürfen nicht mehr nach dem Leben zu trachten, und nun gar den armen Frau Maulwürfinnen in solchen interessanten Umständen. Der Setzer sagt aber, so sei es nicht gemeint, es heiße nur „Fanget die Maulwürfe", und nirgends stehe geschrieben, daß man sie auch umbringen solle. Man solle sie nur verwarnen und nachdem man ihnen zur Strafe für ihre Wühlereien einen Bußgürtel angelegt, könne man sie wieder springen lassen. Komischer Einfall des Setzers, den schwarzen Wühlern unter der Erde Bußgürtel anlegen zu wollen, während ihre Collegen über der Erde dieses Geschäft selbst besorgen und zwar nicht an sich selber, sondern auf die angenehmste Weise an — Anderen.

Uebrigens, und um Mißverständnissen vorzubeugen, soll von nun an im Kalender die Fahndung auf die Maulwürfe aufgehoben werden.

Damit werden aber die Herren K. in Lützig und R. in Beutelsdorf, die auch dem Hinkenden Schreibebriefe geschickt haben, nicht einverstanden sein, denn der eine will diese „verfluchten und vermaledeiten" Maulwürfe alle mit Stumpf und Stiel ausrotten, der andere ist nicht so blutdürstig, und begnügt sich damit, unter einem Dutzend ungefähr 10 Mann über die Klinge springen zu lassen.

Nur alles mit Maaß und Ziel.

Der Hinkende hat zwar kein eigenes Gut, sein ganzer Grundbesitz besteht in einem Cigarrenkistchen voll Erde, das vor seinem Fenster steht, und in welchem er seinen Schnittlauch pflanzt, — das Butterbrod schmeckt ihm besser mit Schnittlauch, — und auf seinem Grundbesitz hat ihn noch niemals ein Maulwurf belästigt. Er kann also auch nicht aus eigener Erfahrung sprechen. Aber er hat's nicht aus der Luft gegriffen, nein, er hat's von bewährten Landwirthen, nicht von so reichen, gelehrten, oder sog. Manschetten-Bauern, die ihre Felder nur von der Chaise aus, mit dem Perspektiv, betrachten, nein, er hat's von tüchtigen, praktischen Landwirthen, die selbst hinter dem Pfluge drein gehen, und die selbst mit Hacke und Spaten arbeiten.

Daß der Maulwurf in einem wohlgepflegten Garten ein ungebetener Gast ist, und mehr Schaden bringen kann, als Nutzen, ist begreiflich, und wenn der Gärtner es lieber sieht, daß seine Salatbeete von dem Engerlinge verwüstet, als daß sie von dem Maulwurf durchwühlt werden, so mag er meinetwegen Maulwurffallen stellen, und jedem Maulwurf, der so dumm ist, hinein zu gehen, den Garaus machen.

Auch auf Wiesen und Feldern kann es vorkommen, daß der Maulwurf mehr schadet, als nützt, namentlich wenn keine Engerlinge vorhanden sind, bei neuen Anpflanzungen, oder bei trockenen Wiesen, von denen durch die unterirdischen Maulwurfskanäle das Regenwasser zu rasch abgeführt wird, oder wenn man keine Zeit oder keine Lust hat die Maulwurfshaufen auseinander zu rechen, mag man die Maulwürfe auf das richtig Maaß zurückführen. Der Hinkende ist durchaus nicht der Meinung, daß die Person des Maulwurfes für heilig und ungefährlich erklärt werde, er eifert nur gegen das gedankenlose Vertilgen dieses nützlichen Thieres, welches unter Umständen und in der Regel ein großer Wohlthäter für die Landwirthschaft ist, und — keine Regel ohne Ausnahme.

Den Maulwurfs-Briefschreibern aber sagt der Hinkende seinen aufrichtigen Dank für ihre gut gemeinten Mittheilungen und sendet ihnen seinen Gruß.

5. Abgerissene Gedanken des Hinkenden über Blutschwitzerinnen und Bußgürtel.

1) Es gibt allerlei Stricke; Stricke kurzweg, gemeine Stricke, Galgenstricke, und — Pfaffenstricke; die letzteren nennt man auch Bußgürtel.

2) Die Blutschwitzerin Louise Lateau hat ausgeschwitzt, sie ist als Heilige in das bessere Jenseits stigmatisirt worden.

3) Ein Wunder ist es aber nicht, denn jeden Freitag Blut schwitzen, und die Woche hindurch sich nur mit Oblaten ernähren, das hält kein Mensch aus.

4) Ein Glück für sie, daß sie in Belgien und nicht in der Schweiz geschwitzt hat. In Belgien wurde sie als Heilige verehrt, in der Schweiz hätte man sie an den Pranger gestellt, ausgepeitscht und in's Zuchthaus gesteckt.

In Belgien wurde sie als Heilige verehrt.

5) Ein altes Sprüchwort sagt:

„Junge Hund' und Affen,
„Junge Mönch' und Pfaffen,
„Wilde Löwen und Bären
„Soll Niemand in sein Haus begehren"

6) Dieses alte Sprüchwort ist, scheint's, in Altbreisach nicht bekannt gewesen. Jetzt kennen sie's.

7) Die Breisacher haben kein Glück mit ihren Heiligen. Erst schleppen sie Jahrhunderte lang, in feierlicher Prozession, die Gerippe der heiligen Märtyrer in der Stadt herum, und nun hat sich herausgestellt, daß es beliebige andere Knochen sind und sollen sogar „Weibsbilderknochen" darunter sein. Und jetzt, da man ihnen eine neue Heilige und Blutschwitzerin fabriziren, und das alte Breisach zu einem Gnadenort erster Klasse machen will, ist es wieder nichts.

8) Es ging Alles so gut, sie hatte schon einen Bußgürtel an, Krämpfe bekam sie auch schon, und fing schon an ein wenig zu schwitzen; die Heilige war beinahe schon fertig, ja Er nannte sie schon „seine kleine Heilige", da . . . . . .

9) Er hatte aber die Rechnung ohne den „Wirth" gemacht, und ehe sie ganz auf den Hund kam, da . . .

10) „Da liegt der Hund begraben," sagt der Kladderadatsch, und das mißhandelte Mädchen wurde gerettet.

11) Die Breisacher aber sind abermals um eine Heilige gekommen.

12) Wenn nur auch der Hinkende einigen von den bußgürtelumlegungslustigen jungen Herren einen umlegen dürfte; aber nicht um die Hüfte, sondern drei Spannen höher!

6. Viele Wenig machen ein Viel. Der hinkende Bote meint nämlich, die Spitzen der Cigarren, die man abschneidet oder abbeißt, wenn man kein Messer hat, und wegwirft. So ein kleines Spitzlein von einer Cigarre hat natürlich keinen Werth, aber ein ganzer Hut voll, da kann man Schnupftabak daraus machen, groben Lotzbeck oder Pariser, und der Schnupftabakfabrikant gibt schon

ein paar Fünferle dafür. Da hat der Hinkende mit großem Vergnügen gelesen, daß der Verein der Sammler von Cigaren-Abschnitten in Berlin, am letzten Weihnachtsfeste, aus dem Jahresergebniß der gesammelten Cigarren-Abschnitte, 30 — sage dreißig arme Waisenkinder glücklich gemacht hat. Jedes Kind erhielt ein Hemd, ein paar tüchtige Lederstiefel, wollene Strümpfe, ein warmes Kleid und ein Schnupftuch, und außerdem reichlich Pfeffernüsse, Aepfel und Nüsse, und der Jubel der armen Kinder um den im Lichtglanze funkelnden Weihnachtsbaum war groß.

Der Verein besteht nun schon seit 9 Jahren, und hat aus dem Erlös der kleinen Cigarrenspitzchen bereits mehr als 200 arme Waisenkinder gekleidet.

Das hat den Hinkenden nachdenklich gemacht, und er hat mit seinem Freunde, dem Expeditionsrath, darüber gesprochen.

Doch der hat gelacht und gesagt: „Dummes Zeug! Von den zwei Cigarren, die ich täglich rauche, sind die Spitzen, die ich abschneide, — und ich schneide sie so klein wie möglich ab — das ganze Jahr hindurch noch keine 25 Pf. werth, und von der Nummer, die ich rauche, gäbe es einen Schnupftabak, die Leute müßten sich ja zu Tode niesen; es wäre ein förmlicher Mordversuch. Lasset mich ungeschoren, Hinkender, mit Euren Cigarrenspitzen! Ich will lieber wöchentlich einen Pfennig geben, da gebe ich mehr wie viermal so viel, als meine Cigarrenabfälle werth sind.“

Der Hinkende als Cigarrenspitzen-Sammler.

Während dieser Rede zog der Herr Expeditionsrath eine Cigarre hervor, schnitt mit dem Federmesser die Spitze ab, und warf sie, wie zur Bekräftigung seiner Worte, weit von sich.

„Topp, Expeditionsrath, mit dem Wochenpfennig nehme ich Euch beim Wort“, sagte der Hinkende. „Und nun wollen wir einmal rechnen. Wie viele Cigarrenraucher gibt es in Deutschland?“

„Nun, ich denke so ein Millioner zehn; rauchen doch schon zwölfjährige Buben ihre heimliche Zweipfennig-Cigarre hinter dem Haselnußhaag.“

„Gut, nehmen wir an zehn Millionen; etwas mehr oder weniger kommt nicht darauf an. Wenn nun diese zehn Millionen ebenso bequem sind, wie Ihr, Expeditionsrath, und bezahlen lieber wöchentlich einen Pfennig, als daß sie die Cigarrenspitzen aufheben, wie viel Pfennige macht dies im Jahr?“

Und der Jubel der armen Kinder war groß.

Der Herr Expeditionsrath rechnete an den Fingern: Zehn Millionen mal einen Pfennig, macht wöchentlich zehn Millionen Pfennig, oder 100,000 Mark und jährlich . . . . . ! Donnerwetter, Hinkender, das gibt ja eine Millionssumme!“

„Nur nicht grob, Expeditionsrath, es gibt gerade 5,200,000 Mark. Wir wollen aber, um ganz sicher zu gehen, annehmen, es seien nur 5 Millionen Raucher, die so vernünftig sind und so menschenfreundlich, ihre Cigarrenabschnitte aufzuheben, und ferner wollen wir annehmen, die wöchentlichen Cigarrenabschnitte von jedem einzelnen Raucher seien nur 1/4 Pfennig werth, so viel aber gewiß, denn es wird manche ganze Cigarre dazu geworfen, die zerdrückt ist, oder sonst Schaden gelitten hat.

Nun, Expeditionsrath, wie viel macht es dann jährlich?“

Nach kurzem Nachdenken erwiederte dieser ganz kleinlaut: „650,000 Mark.“

„Richtig! Und diese 650,000 Mark werden jährlich entweder rein weggeworfen, oder man kann damit jährlich mindestens 13,000 armen deutschen Kindern warme Winterkleider liefern, und ihnen ein fröhliches Weihnachtsfest bereiten. Und wenn die 5 Millionen Raucher, wenn sie am Ende des Jahres ihre gesammelten Cigarrenspitzen abliefern, noch den Werth einer einzigen Cigarre, ein Zehnpfennigstück, in das Kistchen werfen, so macht dieses im Jahr? Nun, Expeditionsrath?“

„Fünfmalhunderttausend Mark“ brummte dieser.

„Richtig, Ihr seid ein guter Kopfrechner. Fünfmalhunderttausend Mark, und weitere 10,000 Kinder können gekleidet werden. Ist das nicht der Mühe werth, die Cigarrenspitzen aufzubewahren? Aber freilich es darf sich keiner zu vornehm dazu dünken, Alle müßten mithun und zusammen halten, so aber machen viele Wenig ein Viel.

Na, was sucht Ihr denn da auf dem Boden herum, Expeditionsrath? Habt Ihr etwas verloren?“

„Ich suche . . . . . Ach, da ist's“ und der Herr Expeditionsrath bückte sich und steckte das Cigarrenspitzchen, das er vorhin weggeworfen, in die Westentasche.

„Gebt mir Eure Hand, Hinkender, ich danke Euch, Nro. 1 habe ich schon in der Tasche, und das Zehnerle am Ende vom Jahre soll auch nicht fehlen.“

„Aber,“ fuhr der Herr Expeditionsrath fort, „wo schickt man denn die Cigarren-Abschnitte hin?“

„Und das fragt Ihr noch?“ erwiederte der Hinkende entrüstet. „Habe ich Euch nicht gesagt, daß man Schnupftabak daraus macht? Und Ihr könnt ein Lahrer Kind, wie der Hinkende eines ist, noch fragen, wo man sie hinschicken soll? Wisset Ihr denn nicht, Ihr Unglücksmensch, daß in Lahr so viel Schnupftabak gemacht wird, daß man schon in Dinglingen, wenn man aus dem Eisenbahnwagen steigt, niesen muß?“

„Richtig,“ sagte der Expeditionsrath lachend, „daran habe ich nicht gedacht. Natürlich nach Lahr, und zwar

an Euch muß man sie schicken und Ihr besorget den Verkauf an die Fabriken."

„Meinethalben, ich will auch das noch übernehmen. Aber was machen wir dann mit dem vielen Gelde?"

„Da kommt mir ein Gedanke, Hinkender. Wir lassen Strümpfe, Flanelljäckchen und Leibbinden stricken für die armen schwarzen Heidenkinder in Afrika. Meine Therese ist auch in so einem Missionsverein, wo sie auf Tod und Leben stricken für die armen schwarzen Kinder!"

„Expeditionsrath, heute habt Ihr Euern Unglückstag", erwiederte der Hinkende lachend. „Schwarze Heidenkinder, die keine Ahnung haben, was ein Strumpf ist, und ob man ein solches Ding auf dem Kopfe oder an den Füßen trägt! Schwarze Heidenkinder, deren werthe Eltern, wenn sie im Sonntagsstaate sind, ein Halsband an haben und zwei Holzpflöcke in den Ohren, und das ist Alles! Ha, ha, ha! Ich wäre nur begierig, was sie mit den Leibbinden anfangen würden; ich glaube sie würden sie fressen!"

„Nun, nun," sagte der Herr Expeditionsrath etwas empfindlich, „daß Ihr Euch für gescheidter haltet, als alle andere Leute, ist bekannt; und so saget mir denn in Eurer Weisheit, was Ihr thun wollt?"

„Ein Waisenhaus wollen wir bauen!"

„Was? Ein Wa — Waisenhaus?"

„Ja, ein Waisenhaus! Wir legen das Geld auf Zinseszins, und wenn eine gehörige Summe bei einander ist, dann bauen wir hier in Lahr ein Waisenhaus, und zwar nicht nur für Lahr, nicht nur für Baden, nein, für das ganze deutsche Reich!"

„Höret einmal, Hinkender," sagte der Herr Expeditionsrath nachdenklich, „das ist ein origineller, ja, das ist ein großartiger Gedanke. Ein Waisenhaus aus lauter Cigarrenabschnitten, die man bisher weggeworfen hat!"

Rauchen doch schon zwölfjährige Buben ihre heimliche Zweipfennig-Cigarre hinter dem Haselnußhaag.

„Allerdings, und es ist mir wirklich Ernst damit. Wir machen für das Waisenhaus einen großartigen Zukunftsplan, fangen aber mit dem Bauen klein an, und alle paar Jahre etwas dazu, viel oder wenig, je nachdem in Deutschland viel oder wenig geraucht wird, und die Städte, die am meisten Cigarrenabschnitte zu liefern haben, dürfen uns auch die meisten Waisen liefern."

„Richtig, Hinkender," fiel der Herr Expeditionsrath begeistert ein, „und wisset Ihr was? Zu der Einweihung laden wir unsere Berliner Freunde ein, den Fürsten Bismarck und den Generalpostmeister Stephan. Der Fürst will Euch Lahrer ja ohnedies besuchen!"

„Natürlich laden wir sie ein; denn das könnt Ihr Euch doch denken, Expeditionsrath, daß diese Beiden uns auch ihre Cigarrenspitzen schicken werden, und die rauchen eine feine Nummer und schneiden fingerbreit ab."

„Ich werde auch nicht mehr so spitzig abschneiden, Hinkender," sagte der Herr Expeditionsrath. „Und nun, lasset uns gleich große „Aufrufe" drucken, und schickt sie in alle Welt hinaus!"

„Ist nicht nothwendig," unterbrach der Hinkende den eifrigen alten Herrn, „das hier im Kalender ist „Aufruf" genug, und wenn unsere Freunde uns nicht im Stiche lassen, so steht in ein paar Jahren der Mittelbau, und im Giebel glänzt in goldenen Buchstaben die Inschrift:

„Deutsches Reichs-Waisenhaus,"

und darunter als Sinnspruch:

„Viele Wenig machen ein Viel."*)

7. Das Tonnensystem. Der Hinkende war kürzlich in Ruhrheim, beim Bürgermeister. Er hatte Geschäfte mit ihm wegen des Kalenders, denn der Bürgermeister ist zugleich Buchbinder, und verkauft jährlich wenigstens 2000 Stück.

Als der Hinkende mit dem Bürgermeister durch die Hausflur ging, rief er unwillkürlich: „Pfui Teufel, wie stinkt es hier!"

Der Bürgermeister lachte: „Drum ändert sich das Wetter. Das dort ist der beste Barometer, der fallirt nie." Und dabei deutete er auf eine Thüre im Hintergrunde, auf der eine große Null angeschrieben war.

„Aber das ist ja unerträglich," meinte der Hinkende und hielt sich das Schnupftuch vor die Nase, „könnt Ihr das aushalten?"

„Ei, das ist nur beim Witterungswechsel so arg," erwiederte der Bürgermeister. „Es riecht zwar sonst auch ein wenig, aber das sind wir seit Jahrzehnten so gewohnt im ganzen Städtlein, und der Bürgermeister muß vor der Gemeinde nichts Extra's haben wollen."

„Aber das ist nicht nur unangenehm, das ist auch ungesund. Habt Ihr keine Krankheiten im Städtchen?"

„Nicht daß ich wüßte, ausgenommen die Ruhr, die ist jahraus jahrein im Städtchen, es heißt nicht umsonst Ruhrheim. Aber das macht nichts, es passirt wunderselten, daß einer daran stirbt."

„Und in Eurem eignen Hause habt Ihr da auch schon Kranke gehabt?"

„Leider, Hinkender," sagte der Bürgermeister und ein Schatten flog über sein Gesicht, „im vorigen Jahre hatten wir den Typhus im Orte, er muß hereingeschleppt worden sein, und die nächste Woche jährt es sich, daß mein Sohn gestorben ist. Er war 20 Jahre alt und ein braver Bursche."

Der Bürgermeister drehte den Kopf gegen die Wand und es gab eine düstere Pause. Als er sich wieder wendete, waren seine Augen feucht. „Schaut, Hinkender, ich kann es fast nicht verwinden. Er war mein einziger. Doch, was da, kommt herein und trinket ein Glas Wein mit mir."

„Nein Bürgermeister, später" sagte der Hinkende, „jetzt wollen wir erst der Sache auf den Grund gehen. Führet mich einmal in Euren Hof." In dem kleinen Hof befand sich eine gemauerte Abtrittgrube, neben dieser ein Misthaufen, und drei Schritte davon ein Pumpbrunnen. „Ist das in allen Häusern so?" fragte der Hinkende und deutete auf

*) Die Verlagshandlung des Lahrer Hinkenden Boten erklärt sich bereit, frankirte Zusendungen von Cigarrenspitzen, am Besten der Porto-ersparniß wegen in Zehnpfundpaketen, durch die Post entgegen zu nehmen, und in der angedeuteten Weise zu verwerthen; lieber ist es ihr aber, wenn die verehrten Sammler die Cigarrenspitzen selbst verkaufen, und den dafür erzielten Betrag in Briefmarken oder durch Posteinzahlung einschicken. Auch die Herren Nicht-Raucher sind von dieser Gelegenheit, wohl zu thun, nicht ausgeschlossen und können ihre Beiträge in Briefmarken einsenden.

Rechenschaft wird jeweils im Kalender gegeben.

das anmuthige Dreiblatt. „Natürlich," erwiederte der Bürgermeister, „wie sollte es denn anders sein? Jeder hat seine Dunggrube, seinen Misthaufen und seine Pumpe."

„Die Mauern an der Dunggrube sind ja voller Risse? Lasset Ihr sie denn nicht jedes Jahr ausbessern und mit Cement verstreichen?"

Der Bürgermeister schaute den Hinkenden ganz verblüfft an. „Mit Cement ausstreichen? Jedes Jahr? Ich glaube, Ihr seid geschossen, Hinkender. Mein Großvater selig hat die Dunggrube machen lassen, und seitdem ist kein Maurer mehr daran gekommen! Nun, ich denke, mich hält sie auch noch aus. Was thut's denn, wenn sie auch ein wenig rinnt. Ja, wenn's ein Weinfaß wäre."

„Gebt mir einmal ein Glas, ich will Euren Pumpenheimer versuchen." Der Hinkende nahm einen Schluck Wasser und spie es wieder aus.

„Hab' ich mir's doch gedacht, es schmeckt wie Schwefelwasser."

„Die meisten Brunnen schmecken so", erwiederte der Bürgermeister. „Unser Balbierer, der Doktor Peter, sagt, das komme daher, weil das Städtlein auf dem Vulkanischen liegt, und wenn man die Schwefelquelle finden könnte — wir haben schon lange darnach gesucht — so wäre das ein großes Glück, da könnte Ruhrheim ein Schwefelbad werden, wie Langenbrücken und noch besser."

„Euer Doktor Peter ist ein Esel!" fuhr der Hinkende ganz zornig auf „Was Vulkanisches, was Schwefelquelle! Euer Städlein liegt auf einem Misthaufen, und die Schwefelquelle, die brauchet Ihr nicht lange zu suchen, die hat Jeder von Euch vor seiner Nase, das ist die Dunggrube und der Mist in Euern Höfen. Eure Brunnen sind vergiftet, Bürgermeister, und Ihr saufet Mistjauche, statt reines Wasser. Schwefelwasser? ha ha ha! Sauberes Schwefelwasser!"

Der Hinkende nahm einen Schluck Wasser und spie es wieder aus.

Der Bürgermeister lächelte ungläubig und hielt ein volles Glas Wasser gegen das Licht. „Aber Hinkender, sieht das aus wie Mistjauche? Es ist ja klar wie Krystall."

„Und doch ist es Gift", eiferte der Hinkende. „Begreift Ihr denn nicht, daß die Jauche von Eurem Misthaufen und aus der schlecht gemauerten Dunggrube in die Erde dringt, dort gefiltert wird, den Farbstoff im Boden zurück läßt und in den Brunnen wasserhell gelangt? Aber nicht nur Euer Brunnen ist vergiftet, nein, auch der Boden, auf dem wir stehen, auf dem Euer Haus, auf dem das ganze Städtlein steht, ist vergiftet. Dieser Boden ist durchdrungen von der Mist- und Abtrittjauche, die aus den schlecht gemauerten Behältern ihm zusickern; er ist seit den vielen Jahrzehnten mit schädlichen giftigen Stoffen förmlich gesättigt, ja diese Giftstoffe dringen in die Mauern Eures Hauses und verfolgen Euch bis in die innersten Gemächer, Ihr trinket das Gift in jedem Glase Wasser und in jeder Tasse Kaffee, Ihr esset es in der Suppe; nach jedem warmen Regen dampft Euer Hof von giftgeschwängerten Dünsten, und der Abtritt verpestet Euer ganzes Haus. Ihr esset, Ihr trinket, Ihr athmet Gift. Das Gift wirkt freilich nicht plötzlich, aber es bereitet den Körper langsam, nach und nach, aber sicher zur Krankheit vor, macht ihn empfänglich durch die Ansteckungsstoffe und Giftpilze, die in den Körper gelangen, und — da habt Ihr den Typhus und die Ruhr!" Der Hinkende hielt erschöpft inne und wischte sich die Stirne. Der Bürgermeister war ernst und nachdenklich geworden.

„Hinkender, so habe ich freilich die Sache nicht aufgefaßt. Ihr stecket mir ein ganz neues Licht auf. Ja, ja, unser Städtchen gehört allerdings nicht zu den gesundesten, und morgen bringe ich den Misthaufen in den Gemeinderath, und sie müssen alle aus den Höfen weg und in die Grasgärten hinter die Ställe!"

„Reicht nicht, Bürgermeister, reicht nicht, die Dunggruben müssen auch fort."

„Ja", lachte der Bürgermeister, „wenn man aber keine Dunggruben mehr hat, wo soll man da . . . . ."

„Habt Ihr noch nie etwas vom Tonnensystem gehört?"

„Nein!"

„Ihr seid doch schon in Heidelberg gewesen?"

„Freilich, ich komme jeden Monat einmal hin, ich habe für den Buchhändler Groos Bücher zu binden."

„Und ist Euch da in den Straßen noch niemals ein Fuhrwerk aufgefallen mit schwarzen eisernen Tonnen darauf?"

„Richtig, Hinkender, schwarze eiserne Tonnen. Ich habe geglaubt, es sei ein neu konstruirtes Milchfuhrwerk; sie machen immer so neue Erfindungen auf den großen Gütern bei Heidelberg herum."

„Das ist das Tonnensystem. In vielen großen Städten ist es eingeführt, und auch in Heidelberg hat es schon einen schönen Anfang gemacht; und überall, wo das Tonnensystem besteht, marschiren die schlimmen Gäste Typhus, Ruhr und Cholera zum Thore hinaus, oder vielmehr sie kommen gar nicht herein, und wenn sie vor dem Thore erfahren, da drinnen ist Tonnensystem, da machen sie schleunig Kehrum. Und nun Bürgermeister, wenn Ihr ein Krüglein Wein herauf holen wollt — Eure Schwefelquelle spuckt mir immer noch in der Kehle — so wollen wir in Eurer Stube die Sache weiter besprechen."

In des Bürgermeisters Stube saß der Hinkende behaglich in dem ledernen Großvaterstuhle, und nachdem er mit einem Glase „Selbstgezogenem" den Schwefelgeschmack heruntergeschwemmt und dabei bemerkt hatte, das sei das einzige Schwemmsystem, das bei ihm Gnade finde, so begann er: „Seht Bürgermeister, das mit dem Tonnensystem ist so: Erstens werden alle Dunggruben abgeschafft und zugeworfen."

„Aber . . . ."

„Bürgermeister, unterbrecht mich nicht; sie sind des Teufels Giftbüchse, sie werden zugeworfen und damit Punktum. Statt ihrer stellt man eine eiserne Tonne, wie Ihr sie in Heidelberg gesehen habt, unter den untersten Abtritt im untersten Stockwerke. Eine solche Tonne ist gemeinschaftlich für alle Stockwerke, in sie münden sämmtliche Abtrittkanäle ein, und in ihr herrscht Gleichheit und Brüderlichkeit; da gibt es keinen Rangunterschied mehr, und die Forellen und Feldhühner aus der „Belle-

tahsche" sind um kein Haar besser daran, als das schimmelige Brod und die Salzkartoffeln aus der Dachstube. Die Tonne ist oben durch eine Vorrichtung, die man Syphon nennt, luft- und wasserdicht geschlossen, so daß Alles hinein und nichts heraus kann; man kann nicht im Geringsten bemerken, daß die Feldhühner nicht mehr im besten Geruche stehen, und die Eigenschaft des Abrittes, den Witterungswechsel durch Gestank anzuzeigen, hat ein Ende."

„Da müßte ich mir also einen andern Barometer anschaffen", meinte der Bürgermeister.

„Thut das, Bürgermeister, und Ihr thut wohl daran. Nach einigen Tagen, je nachdem, wird die volle Tonne gegen eine leere ausgewechselt, die erstere mit einem Deckel luftdicht verschlossen, auf den Tonnenwagen gehoben und vor die Stadt geführt. Das Auswechseln ist in 3 Minuten geschehen, und die volle Tonne könnt Ihr durch Eure Staatsstube tragen lassen, während Eure Frau ein Kaffeekränzchen darin abhält; die feinste Nase wird nicht merken, daß es keine Pomadebüchse ist. Das ist doch ein ander Ding, als das leidige Dunggruben-Entleeren, wo Ihr eine ganze Nacht vor Gestank nicht schlafen könnt, und die weiß angestrichenen Thüren und das Getäfel in Euern Zimmern schwarz werden vor Zorn über Eure...."

„Dummheit wollt Ihr sagen; na thut Euch keinen Zwang an, Hinkender", lachte der Bürgermeister. „Aber he, wie ist's denn, wenn so eine Tonne überläuft ehe man sie abführt, denn so hat man's eben doch nicht am Schnürle und das wär denn doch . . ."

„Sie lauft aber nicht über" eiferte der Hinkende. „In regelmäßigen Zeiten werdet Ihr es bald los haben, ob die Tonne wöchentlich ein- oder zweimal abgeführt werden muß."

„Aber in unregelmäßigen Zeiten?" wendete der Bürgermeister ein. „Wisset Ihr Hinkender, ich bin Jagdpächter, und da haben wir jedes Jahr ein Jagdessen in meinem Hause, Rehleber mit Knöpfle, nämlich meine Frau ist die beste Köchin im Städtle, — und so zwanzig bis dreißig Jäger mit Weibern und Töchtern, und Abends wird getanzt, da..... nun, Ihr versteht schon, was ich meine, Hinkender."

„Jetzt, Bürgermeister, das hätte ich lieber nicht gehört; ich habe Euch wahrlich für gescheidter gehalten. Wollt Ihr denn die Rehleber mit Bittersalz pfeffern, und Euern Jägern Ragotzzy zu trinken geben? Nun und was liegt daran, wenn Ihr in einem solchen Falle die Tonne auch einen oder zwei Tage früher auswechseln müsset? Für den ganz außerordentlichen Fall aber, wenn z. B. zu viel Spülwasser in den Abtritt gegossen würde, ist oben an der Tonne ein kleines Röhrchen angebracht, unter welchem ein Kübel oder Eimer steht, so daß man es gleich bemerken kann, wenn die Tonne überlaufen will."

„Angenommen, Hinkender, Ihr widerlegt mich Punkt für Punkt", sagte der Bürgermeister, und schenkte dem Hinkenden ein frisches Glas ein. „Wie ist's aber nun mit dem Sy... Sy... Wie heißt man's?"

„Syphon".

„Syphon? sonderbarer Name für einen deutschen Abtritt. Also wie ist's mit dem Syphon? Verstopft er sich nicht?"

„Freilich verstopft er sich, wenn man etwas hineinwirft, was nicht hinein gehört. Aber das ist von ihm kein Fehler, sondern eine lobenswerthe Eigenschaft. Er übt dadurch eine Art Polizei aus in der Haushaltung."

„Na, da bin ich denn doch neugierig. Also so eine Art Polizeikommissär?"

„Allerdings, in gewissem Sinne. Früher, als man die uranfänglichen Abtritte noch hatte — oben eine Brille und unten eine Grube —, da waren diese und die Dienerschaft stets gut Freund miteinander. Hatte die Katharine eine Tasse, einen Teller, oder eine Flasche zerbrochen, da wurde es alsbald dem guten Freunde anvertraut, „da steckt die Madam ihre Nase nicht hinein", und plumps wurde es hinunter geworfen, auf Nimmerwiedersehen. Jetzt ist es anders; jetzt wird's unterwegs von dem Polizeikommissär abgefaßt, und wenn der Syphon Verstopfung hat, so kann man darauf rechnen, daß die Katharine wieder etwas gebost hat. In Heidelberg ist es anfangs öfters vorgekommen, aus alter Gewohnheit, aber der ehrliche Syphon ist kein Hehler, er hat getreulich Alles abgeliefert: Flaschen, Gläser, Bürsten, Teller, ja sogar einen Chignon und eine Crinoline. Es ist übrigens in einem solchen Falle leicht zu helfen und mit einer einfachen Vorrichtung kann der Uebelstand in wenigen Minuten beseitigt werden."

„Jetzt bin ich auch auf der Seite geschlagen", sagte der Bürgermeister, „und daß der Syphon so ein ehrlicher Bursche ist, gefällt mir ganz besonders gut. Nun aber erklärt mir noch, Hinkender, was wird mit den Tonnen angefangen, wenn sie vor die Stadt hinausgeführt worden sind?"

„Da macht man's wie in Heidelberg. Da ist vor der Stadt ein großer Schuppen gebaut, sie heißen's dort die „Tonnenluft", und unter dem stehen schon die Bauern mit ihren Fässern bereit, und da werden die Tonnen hineingeleert."

„Gut, aber jetzt noch Eines. Wenn man keine Dunggruben mehr hat, wo soll man denn den Kehricht und das Gebützig hinwerfen?"

„Das wird auch auf die „Tonnenluft" hinausgefahren, auf Haufen geschichtet und mit dem Schwenkwasser aus den Tonnen begossen. Das gibt einen famosen Compost, einen Misthaufen, daß einem richtigen Bauer das Herz im Leibe lacht."

„Und wer bezahlt Wagen und Pferde und Knechte zum Tonnenabführen?"

„Das bezahlt sich Alles selber aus dem Erlös für Dünger und Compost und aus den Beiträgen für's Tonnenabführen. Das ist eben auch das Schöne an der Sache, daß diese werthvollen Abfallstoffe der Landwirthschaft erhalten bleiben, daß der Erde wiedergegeben wird, was der Mensch ihr entnommen. Die Landwirthe wissen den Werth dieser Stoffe wohl zu schätzen, sie bezahlen sie gut und die Felder, die damit gedüngt werden, sind die schönsten in der ganzen Gemarkung."

„Und nun der Hauptpunkt, Hinkender. Was kostet es, wenn ich mir in meinem Hause eine Tonneneinrichtung machen lassen will?"

„Zweihundertfünfzig Mark, Alles in Allem."

„Was? Zweihundertfünfzig Mark?" sagte der Bürgermeister und machte ein langes Gesicht. „Das ist ja heidenmäßig viel Geld!"

„Bürgermeister", sagte der Hinkende und legte die Hand auf seine Schulter, „ich will Euch nicht wehe thun, aber gäbet Ihr nicht das Zehnfache darum, wenn Ihr die 250 Mark schon vor mehreren Jahren aufgewendet und damit den Typhus von Euerm Hause abgewendet hättet?"

„Stille, stille", wehrte der Bürgermeister ab, „ich weiß was Ihr sagen wollt. Was, das Zehnfache? Mein halbes Vermögen gäbe ich darum. Hinkender, in meinem Hause wird es eingerichtet, ich bin entschlossen."

„Bravo!" rief der Hinkende und schüttelte dem Bürgermeister die Hand. „Ich habe es wohl gewußt; Ihr seid ein tüchtiger und ein gescheidter Mann. Ihr werdet freilich in Eurem Städtlein vorerst nicht viele Nachahmer finden, aber einige tüchtige, aufgeklärte Männer wird es doch

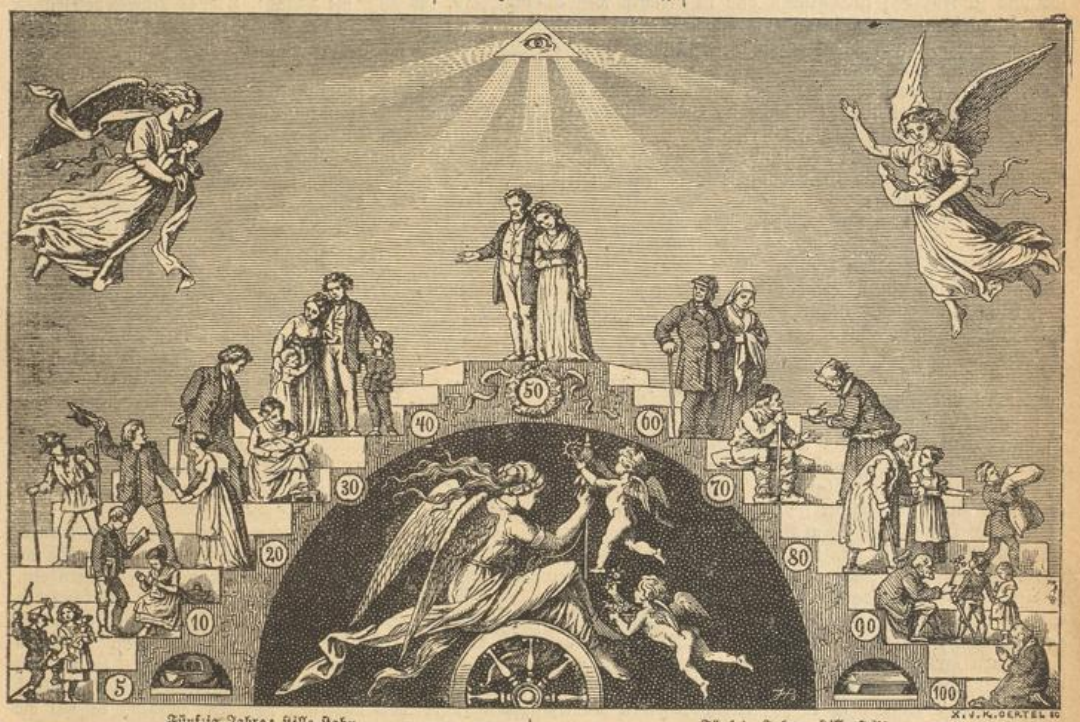
wohl geben, die mit Euch zusammenstehen. Lasset Euch's nur nicht verdrießen. Die Andern kommen schon nach; das gute Beispiel, was ein guter Bürgermeister gibt, bleibt nicht ohne Einfluß auf die Gemeinde. S' ist in Heidelberg gerade so gegangen."

„Aber wie pack ich's nur an, Hinkender? Ihr habt mir zwar einen Begriff von der Sache gegeben, aber ich möchte es doch genauer kennen lernen, damit es auch gut bei mir eingeführt wird."

„Das ist einfach. Wenn Ihr das nächste Mal wieder nach Heidelberg geht, dann kauft Euch bei Buchhändler Groos das Schriftchen über das Tonnensystem, und wenn Ihr das gelesen habt, so spaziert hinaus vor die Stadt gegen Wieblingen zu, da kommt Ihr zu der „Tonnenlust", die Ihr ganz genau betrachten und studiren müßt. Auf dem Rückwege kehrt Ihr dann bei Doktor Karl Mittermaier an, er wohnt in der Theaterstraße. Das ist der Mann, der das Tonnensystem in Heidelberg mit großer Mühe und schweren Opfern durchgesetzt hat, und ein menschenfreundlicher, wohlwollender Mann ist er. Wenn Ihr dem einen Gruß vom Hinkenden bringt, und bittet um seinen Rath, Ihr wollet auch das Tonnensystem anfangen in Euerm Städtchen, — da sollt Ihr einmal sehen: Er ist im Stande und fährt mit Euch hinaus und schaut sich's selber an."

„Topp, Hinkender. Morgen schon spanne ich ein und fahre nach Heidelberg. Und einstweilen meinen Dank, und wenn die e.ste Tonne steht, so lade ich Euch ein und noch ein paar gute Tonnenfreunde, und da wollen wir der Tonne zu Ehren ein Tönnchen Markgräfler leeren."

Unser Lebenslauf.



Fünfzig Jahre: stille stahn.
Fünf Jahre: ein Kind,
Zehn Jahre: ein Knab,
Zwanzig Jahre: ein Jüngling,
Dreißig Jahre: ein Mann,
Vierzig Jahre: wohlgethan.
Sechzig Jahre: fängt's Alter an,
Siebzig Jahre: weiß,
Achzig Jahre: Greis,
Neunzig Jahre: Kinderspott,
Hundert Jahre: Gnad' vor Gott

Fünfzig Jahre: stille stahn.
Fünf Jahre: ein Guckindieweit,
Zehn Jahre: ein Hupfinsfeld,
Zwanzig Jahre: ein Obenaus,
Dreißig Jahre: zurück ins Haus,
Vierzig Jahre: ein Thatenmann,
Sechzig Jahre: Erntezeit,
Siebzig Jahre: Zufriedenheit,
Achzig Jahre: Körpersnoth,
Neunzig Jahre: Abendroth,
Hundert Jahre -- Gnad' vor Gott.

Der Hinkende ist auch einmal jung gewesen, — 's ist freilich schon lange her, — und er erinnert sich, daß in seines Vaters Stube ein Bild gehangen hat, das hieß:

„Die Stufenjahre des Menschen"

und unter dem Bilde standen die obigen Verse. Als kleiner Bursche, kaum 5 Spannen hoch, hat er oft einen Stuhl an die Wand gerückt, und ist hinauf geklettert, und hat die Bilder betrachtet und die Sprüche gelesen. Lesen konnte er schon damals, aber einen Stelzfuß hatte er noch nicht und der „Hinkende" ist er erst später geworden. Nun, nach vielen, vielen Jahren ist ihm das Bild wieder unter die Augen gekommen: es war jahrelang in einer alten Rumpelkammer gelegen, hinter einer alten Mehlkiste, — und da ist über den Hinkenden die Erinnerung an seine Jugend gekommen, und wie viel Freude das Bild ihm damals gemacht hat, und da hat er gedacht, er wolle es in den Kalender bringen, daß seine jungen Leser auch eine Freude haben, und den alten könne es Stoff zum Nachdenken geben, denn man kann sich allerlei Gedanken dabei machen.

Weil aber auf dem alten Bilde die Weiber große Reifröcke anhatten, und die Männer kurze Hosen mit Schnallenschuhen, und jeder einen Haarbeutel, so hat der Hinkende dem Holzschneider aufgetragen, daß er den Leuten neumodische Röcke und Hosen anziehe, daß sie einem nicht so

gar fremd vorkommen; auch die Haarbeutel solle er weglassen, sintemmalen man die heutigen Haarbeutel nicht gut in Holz schneiden kann.

Den Text zu dem schönen Bilde hat ihm ein guter Freund in der Steiermark gemacht — P. K. Rosegger ist sein Name —, denn der Hinkende kann nicht Alles selber schreiben. Aber der Steiermärker ist auch nicht letz in der Feder, wie Ihr seht, und der geneigte Leser hat gewiß eine rechte Freude dran. Also:

Unser Lebenslauf.

Die Zeit, die beflügelte, sitzt auf rollendem Rade und spinnt und webt an den Schicksalen der Menschen. Und zwei holde Englein kommen vom Himmel geflogen; das eine bekränzt den Rocken des Menschenstammes mit Rosen, das andere krönt ihn mit einer Krone aus Dornen.

Und im Kreislaufe mit dem Rade der Zeit geht das menschliche Leben.

Wohl wäre uns das ewige Kreisen auf Erden zu sinnlos und zu trostlos; in Thränen und in Freuden wenden wir unsern Blick dem Himmel zu, und siehe, dort schwebt der Bote nieder und trägt ein Menschenkindlein auf die Erde: „Fahre wohl denn, auf diesem Lebensmeere! Lebe, liebe, streite, freue Dich, hüte Dich, werde rein und ähnlicher Deinem Gott. Bald komme ich wieder und führe Dich zurück zu seinem Herzen!"

So der Himmelsbote — und im dunkeln Gemach schaukelt die Wiege, und still darin schlummert ein Kindlein voll goldener Träume.

Der Jährchen fünf sind bald vorbei. Mit losem Sprung aus der Wiege ist der kleine Hans gehüpft, und man meint, er hätte Flügel an den Füßen. Dem Mädchen läßt er gern das Puppenspiel, er hat den besseren Theil, und was kein Husar zuwegbringt, das kann der kleine Hans, frisch und keck zu reiten auf einem hölzernen Pferde. Bald wieder steht er auf dem Kopf, ist auf allen Gesimsen oben, und ehe der Vater sich's versieht, hockt ihm der Kleine am Nacken und schreit, daß es schallt: „Hi, Vater, Hi!" —

Man weiß einen Zweigenstrauß, der ist gewachsen am Rain und lauert jetzt über der Stubenthür. Gemach nur winkt der Birkenstrauß, und unsäglich rasch ist der Kleine von des Vaters Rücken herunter, und behendig schnellt er hinaus zur Thür, hüpft im Hof, im Stall, im Wald herum, hat Händel mit jedem Vogelnest, mit jedem Baum, der von seiner Größe ist, verlauft sich endlich in's Dorf hinab, in ein Haus hinein, aus welchem helle Stimmen klingen — — wehe, das war ein böser Schritt! In die Schule ist er gerathen Des Lehrers Blick zähmt die ganze Schaar, und der Hans hockt in der Bank und saugt beklommen an seinem Finger. Kaum vergehen ein paar der Jährchen, so weiß der Knabe schon Bescheid im Lesebuch, mit den Ziffern ist er gut Freund, seinen Namen schreibt er auf alle Kästen und Bänke, zeichnet auch mal einen Vogel dazu oder den Lehrer mit der langen Nase; — im Uebrigen ist er wohl der Fleißigste, aber auch der Tollste, und jeden Abend bringt er heim ein neues Loch im Beinkleid, und jede Woche bringt er heim ein neues Loch im Kopfe. Gott sei Dank, daß das Schwesterlein das Beinkleid flickt und der Kopf von selber heilt — ehe Kathrinchen es merkt.

Kathrinchen haßt den Hans noch von der Schule her, weil er allerweg der Rechthaber gewesen, und weil er ihr heimlich einmal ein stechend Dornzweiglein hat in's Haar gesteckt. Die Zeit ist vergangen, aber der Haß des Mädchens ist größer geworden, wie der Hans größer geworden ist, und jetzt kann sie gar nicht mehr an ihn denken, ohne daß ihr das Blut anhebt zu zittern.

Und der Hans ist an Feierabenden nicht daheim, und er ist nicht im Walde, nicht im Dorf — kein Mensch ist ihm begegnet, kein Mensch weiß seinen Weg, und keinem Menschen fällt es ein, den hellen Abendstern zu fragen. Der Abendstern wüßte Bescheid, der hat im Nachbardorfe durch eine Ritze geguckt, hat die Katharine stehen sehen in der Kammer und ihr daneben den Hans — beide wortlos und erregt, beide glühroth im Gesicht, beide — im größten Haß gegeneinander.

Und so weit gedeiht die Erregung und Entzweiung, daß Vater und Mutter in die Sache gezogen werden müssen, daß sich endlich gar der Pfarrer ins Mittel legen muß, die Angelegenheit von der Kanzel berichtet und am Altare schlichtet.

Schon wollen sie freudig einziehen in das gemeinsame Haus — da hebt der Hans eine ganz andere, eine vornehme Bekanntschaft an. Vom Kaiser, vom König kriegt er einen Brief, der will den saubergewachsenen jungen Mann um jeden Preis bei sich in der Stadt haben. Andere machen frohe Burschenfahrten durch die Welt; der Hans jedoch weiß, das Vaterland ruft. Singend und jauchzend, im Aug' die Thräne, zieht er hinweg von seinem Lieb, um zu streiten an des Vaterlandes Markung zu Wacht und Hort der Heimath.

„Die Pflicht erfüllt, mit Ehre kehrt er heim nach kurzer Zeit, sein Weib fällt ihm weinend vor Glück an die Brust. Und jetzt kommt ein närrisch Jährchen — närrisch vor lauter Glückseligkeit. Da naht plötzlich ein Dritter geguckt: „Langt die Glückseligkeit nicht auch für mich?"

„Ei ja freilich, Du liebes Kind, Du herziger Bub! Und langt's für drei nicht aus, wir treten Dir Alles ab, was immer Du willst. O, sei willkommen, Du herziges Kind!"

„Gottfried, willst Du heißen? So heiße Gottfried und Gottes Frieden sei in Deinem Herzen immerdar!"

So des jungen Vaters Segen. Und kaum der Kleine zur Thüre hereingelassen, klopft es schon wieder an, klopft selbander noch öfters, so daß der Nachbar sagt: „Ja, Leutchen, wenn's so fortgeht, hat Euer Haus bald nicht mehr Fenster genug, daß zu jedem ein helläugiges Lockenköpfchen herauslugen könnte."

Jetztund wird wacker gezehrt an der Liebesglückseligkeit; die Sorge zehrt mit, die Jahre zehren mit; aber echte Treue ist ein goldener Ring, der nimmer endet, eine eherne Kette, die nimmer bricht.

Und die Kinder, sind sie nur erst groß gezogen durch des Vaters Arbeit und der Mutter Huld, reißen sie sich los von den Eltern, um ihre eigenen Lebenspfade zu wandeln.

So steht der Hans im fünfzigsten Jahre, auf der Höhe des Lebens. Sein Weib an der Seite, blickt er zurück auf die steilen Stufen, die sie emporgestiegen. Manches Streben ist ihm gekrönt worden mit Erfolg; er hat den Seinen gelebt und den Menschen gedient, er hat Undank geerntet, er hat bittersten Jammer gesehen, er hat die höchsten Freuden erfahren.

Ach, es war so schön gewesen! Die Kinder wandeln wieder dieselbe Bahn, mit mehr, mit weniger Glück! Wie Gott es will. Der Pilger auf Erden vermeint anfangs Alles vollbringen zu wollen und kann schließlich doch nur das Wollen vollbringen. Des ewigen Gottes Auge wacht über der Menschheit — und Alles, ob auf lichten, ob auf dunkeln Wegen, Alles strebt der Vollendung zu.

Mit diesem Bewußtsein beginnt Hans gelassenen Schrittes die Stufen jenseits niederzusteigen. Er hat sich aber einen Stock geschnitten im Tannenwald, und er sagt, wie alle Bergfahrer sagen: Das Herabsteigen wäre schwerer, wie das Hinaufklettern.

„Magst Dich schon recht an mich halten, Alter", meint sein Weib; er aber denkt insgeheim: Du liebe gute Haut, Du hast noch viel mehr ausgehalten Dein Lebtag, als ich; und er trachtet sie zu stützen.

BLB Karlsruhe

Die Jahre sind eine harte Last, das Alter ist frostig, und in den Nerven zuckt's wie einst zur Maienzeit. Einst war's Lebenslust, heute ist's die Gicht. Mütterchen hat stets ein weiches Kissen zur Hand und ein Schälchen warmer Suppe; sie selbst trägt auch schon den Pelz und das schirmende Häubchen Sommer und Winter. Allemal, wenn der Namenstag kommt, geben sie sich ein Küßchen. Voreinst war das ein ungestüm Wesen wegen so eines Küßchens, heute ist's nicht viel besser, wie ein Händedruck. Aber gerne haben sie sich doch; wenn sie auch nicht mehr springen mögen, das Herz ist noch jung, und wollen sie sich einmal in die Augen gucken, so thun sie dazu die großen Brillen auf die Nase. Da ist's dem Hans einmal in einer ruhsamen Herbstnacht, als fühle er der Gattin kühle Hand über seine Stirne gleiten — doch schläft er weiter. Und am nächsten Morgen bleibt es still in der Kammer, es kommt das durchwärmte Jäcklein nicht, es kommt das Süpplein nicht, auch die alte Schwarzwälderin steht still, die noch nicht aufgezogen worden. — „Katharine, Du Siebenschläferin, Du!" ruft der Alte. Sie hört ihn nicht, sie ist keine Siebenschläferin, sie ist eine Schläferin für die Ewigkeit.

So ist der Hans nun ganz allein mit seinem Stocke, mit seinen schneeweißen Locken — im achtzigsten Jahre. — Nein, die blühende Enkelin führt ihn am Arme und weiß heiter und liebreich zu plaudern; und der Enkel schleppt lustig die Kissen hinaus in den Garten, wo von Neuem die Blüthen des Apfelbaumes wehen; dort mag der Großvater ruhen und den Scherzen und Spielen der Kleinen zusehen und lauschen. Auch die Urenkel rücken schon an, und der Greis mischt sich schmunzelnd in ihre kleinen Pläne und Thaten, in ihre unbegrenzte Lust und Glückseligkeit, und ist das größte Kind von Allen.

So lebt er wunderbar noch einmal in milder Abenddämmerung die längst vergangene Zeit des Kindes und des Jünglings. Dann ist er's zufrieden. Tief zur Erde gebeugt sein Leib, sinkt er hin auf's Knie: „Unser Vater, zu mir komm' Dein Reich!"

Und bald! — In jenem Kämmerlein, wo — o längstes Maß! — vor hundert Jahren die Wiege geschaukelt, dort steht der Sarg — und darin ruht, sich mälig lösend, das edle Formgebilde: Mensch genannt.

Ruh' dem Staube! Denn das Ewige, das Göttliche im Menschen: am Arme jenes Himmelsboten schwebt es empor, um nach irdischer Pilgerfahrt in der Schönheit und Reine ewiger Jugend zurückzukehren an's Herz der Liebe.

Ein Königswort.

Im Jahre 1846 lebte in Sangerhausen eine alte Frau, die Nagelschmied-Wittwe Helbig. Sie hatte sich im Laufe vieler Jahre einen kleinen Schatz, im Betrag von 69 Thalern, in einzelnen Tresor-Scheinen zusammen gespart, den sie wie ihren Augapfel hütete.

Eines Sonntags Nachmittags gönnte sich die alte Frau das Vergnügen in ihrem Reichthum zu schwelgen; sie hatte ihre Tresor-Scheine auf ihrem kleinen Tische ausgebreitet, und betrachtete sie nicht nur im Allgemeinen, sondern auch jeden einzelnen mit zärtlichen Blicken. Nur einer der Scheine machte ihr großen Kummer, es war ein alter, schmutzig aussehender Bursche, der im Kampf um das Dasein einige Risse davon getragen hatte, und sich neben seinen schmucken Kameraden ziemlich trübselig ausnahm. Frau Helbig pflegte den Patienten sorgfältig in ein Stück alte Zeitung einzuwickeln, um ihn vor weiterem Schaden zu bewahren, heute aber gönnte sie ihm das seltene Vergnügen, sich unverhüllt der Gesellschaft seiner Kollegen zu erfreuen.

An besagtem Sonntag Nachmittag war sie so vertieft in ihre angenehme Beschäftigung, daß sie ganz überhörte, daß nach einem leisen Klopfen die Thür sich öffnete und ein junger Mann in das Zimmer trat.

„Hier, Frau Helbig, lesen Sie selbst."

„Guten Tag, Frau Helbig!"

„Jesses!" rief die Frau erschrocken und stellte sich schützend vor ihren Schatz.

„Ah, Sie sind es, Herr Doktor?" sagte Sie beruhigt. „Sie haben mich recht erschreckt."

„Das bedauere ich", sagte der junge Mann freundlich. „Ich wollte nur im Vorbeigehen anfragen, ob Sie nicht Lust haben, bei dem herrlichen Wetter einen kleinen Spaziergang vor das Thor zu machen. Ich würde um die Erlaubniß bitten, Sie begleiten zu dürfen."

„Was Sie ein lieber, freundlicher Herr sind, Herr Doktor", erwiederte Frau Helbig erfreut; „gar nicht so, wie die andern jungen Herren; was würden die sich um eine alte Frau, wie ich bin, bekümmern. Gleich, gleich, Herr Doktor, werde ich meinen Hut aufsetzen, ich will nur hier meinen Schatz in Sicherheit bringen."

„Einen Schatz? In der That! Ei, Frau Helbig, Sie sind ja eine kleine Kapitalistin?!"

„Nicht wahr? Ja, ja, ich hab' mir's in bessern Tagen am Munde abgespart, ein Nothpfennig für schlimme Zeiten!"

Der junge Mann warf einen Blick auf den Tisch. „Aber, liebe Frau Helbig", sagte er ernst, „wie lange haben Sie denn schon diese Scheine in Verwahrung?!"

„O, schon lange Zeit, schon seit vielen Jahren sind sie mein Trost und meine Freude!"

„Arme Frau", sagte der junge Doktor bedauernd, „ich bin recht betrübt, Ihnen sagen zu müssen, daß diese Scheine schon seit mehreren Jahren verfallen und außer Kurs gesetzt sind, und heute keinen Werth mehr haben."

„Wa ... was sagen Sie", rief Frau Helbig erbleichend, „keinen Werth mehr haben?"

„Leider, nein; nur der eine alte, zerrissene Thaler-

schein hat noch seinen Kurs, die andern alle sind keinen Pfennig mehr werth."

„Keinen Pfennig mehr werth!? O, ich armes, unglückseliges Weib!"

Die alte Frau sank in einen Stuhl zurück und hüllte schluchzend ihr Gesicht in ihre Schürze.

Vierzehn Tage später wurde Frau Helbig auf das Hauptsteueramt vorgeladen. Auf das Hauptsteueramt? Der Schrecken fuhr ihr in alle Glieder; sie war ohnedies nervenschwach geworden in den letzten 14 Tagen. Auch noch Steuer bezahlen, da sie wieder von Vornen anfangen wollte, sich einen Nothpfennig zusammen zu sparen?

Die Füße wollten sie fast nicht tragen als sie im Steueramte die breite, steinerne Treppe hinaufstieg.

„Frau Helbig?" fragte der Steuerbeamte freundlich.

Die gute Frau konnte vor Schrecken kaum einen bejahenden Knix machen, denn ein freundlicher Steuerkommissär, das war in Sangerhausen ein ganz unerhörtes Ereigniß, und der mußte ganz besondere Absichten auf die Steuerkraft der Frau Helbig haben.

„Frau Helbig", sagte der Steuerbeamte, „ich bin beauftragt, Ihnen hundert Thaler auszubezahlen. Hier" — und dabei zählte er hundert blanke Thaler auf den Zahltisch — „hier, streichen Sie ein, und bitte um Bescheinigung."

Frau Helbig starrte erst die glänzenden Silberstücke, und dann den höflichen Beamten an: „Ja", sagte Sie mit vor Aufregung bebender Stimme, „Herr Hauptsteueramt, ich — ich weiß nicht, ich . . . ."

„Streichen Sie nur ein, die hundert Thaler sind Ihr Eigenthum."

„Was? mein Eigenthum? dieser Reichthum mein Eigenthum?!" rief die Frau und schlug die Hände zusammen.

„Ja, Ihr unbestrittenes Eigenthum", erwiederte der Beamte lächelnd. „Ihr Zimmernachbar, Herr Doktor juris Hartmann, hat ein Immediatgesuch an Se. Majestät den König gerichtet, in welchem er ihre traurige Lage geschildert, und die unterthänigste Bitte gestellt hat, es möge Ihnen, als armer, alleinstehender Wittwe, für Ihre verfallenen Scheine Ersatz bewilligt werden. Se. Majestät hat auf den Rand der unterthänigsten Bittschrift eigenhändig Folgendes zu schreiben geruht:

„Mit dem Aufhören des Kurses der Kassenanweisungen „hört die Verpflichtung des Staates nicht auf, die„selben einzulösen, ebensowenig wie die moralische „Verpflichtung eines Privatmannes nicht aufhört, an „die Bezahlung einer Schuld zu denken, die rechtlich „nicht mehr eingeklagt werden kann, und die staat„lichen Institute sollen Andern mit gutem Beispiele „vorangehen. Es sind der Wittwe Helbig deßhalb „die 69 Thaler auszubezahlen und, um die Frau „für die erlittenen Zinsenverluste zu entschädigen, „machen Wir die hundert Thaler aus Unserer „Privatschatulle voll.

Friedrich Wilhelm IV."

„Hier, Frau Helbig, lesen Sie selbst", setzte der Beamte hinzu, und hielt der Frau das Papier vor die Augen.

Frau Helbig konnte nicht lesen, denn in ihren Augen standen Thränen, aber es waren Thränen des höchsten Glückes. Sie erhob ihre zitternden Hände und stammelte: „Gott segne unsern guten König, und — und den guten Doktor Hartmann!"

So hat König Friedrich Wilhelm IV. an eine alte, arme Frau eine verfallene Staatsschuld bezahlt, und hat gemeint: „die staatlichen Institute sollen Andern mit gutem Beispiele vorangehen."

Sollte Se. Majestät der Großtürke, diese kleine Geschichte noch nicht kennen, so will sie ihm der Hinkende zur Lesung bestens empfohlen haben, vielleicht folgt auch er dem guten Beispiele. Aber es pressirt, wenn er als anständiger Mann vor seiner Abreise nach Asien seine Schulden noch bezahlen will.

Zwar der Hinkende kann es abwarten, er hat keine „Türken."

Eine böse Heidengeschichte.

Es gibt Leute in der Gemein!

Ist eine gute Kanzel, die Kanzel in der Kirche zu Krähweiler. Gut und stark und geduldig. Was sausen oft die Faustschläge auf sie nieder, daß es gerade donnert! Aber vermeint ist's nicht der Kanzel, sondern wem andern. „Es gibt Leute in der Gemein", sagt der Prediger, „die auswendig den Schafspelz tragen, inwendig aber grimmige Wölfe sind. Mit zwei Schimmeln kutschiren sie herum, aber wahrlich, ich sage Euch, eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in den Himmel!"

So eine Predigt macht Aufsehen in Krähweiler.

„Das glaube ich selber", sagte ein Spaßvogel, „daß die Reichen nicht in den Himmel eingehen, sie fahren hinein. Unser Graf hat ja zwei flinke Schimmel."

Gleich war's offenkundig: „der Herr Graf im Schloß oben ist gemeint mit des Pfarrers Predigt. Das weiß man ja, daß der Graf kein Kirchengebot respektirt, und wer sonst ist reich in der Gegend und trägt im Winter seinen Pelz, und wer sonst hat zwei weiße Rösser? Ja, ja, der Graf ist gemeint! Und mit Recht! wisset ihr's denn nicht, der Graf, das ist ja ein Freigeist, speist Freitags Kapauner und allerhand Federvieh."

„Um Gotteswillen!" schreit der Erdäpfelnatz, einer jener Armen im Geiste, denen das Reich Gottes ist, und einer jener Armen am Leibe, deren Mägen einzig vom Brote des göttlichen Wortes satt werden wollen, und dabei verhungern.

„Um Gotteswillen!" schreit der Natz, „ein Freigeist, der Graf, oder gar ein Heid'?"

„Ein Heid' über und über."

„Jessas na, und ich ruck' vor ihm meinen Hut!" ruft der Natz erschrocken und schlägt seine zaundürren Hände ineinander, daß es gerade klappert. „Und der Graf", fährt er fort, „letzt' Weihnachten hat er mir zwei Lämmer geschickt, der Graf, der Heidengraf. Unserer lieben Frauen sei's gedankt, daß ich die Lämmer noch nicht aufgegessen, daß ich sie verspart hab', bis sie thäten größer werden, daß mir noch ein paar Strümpf thäten wachsen auf ihrer Haut, ehselb ich sie wollt' braten. Jetzund sind das heidnische Lämmer! Gleich geh' ich, aber gleich! und schick' ihm die Viecher zurück. Sind freilich schon rechtschaffen fett, aber ich schick' sie zurück, diesem heidnischen Grafen — Gott verzeih' mir die Sünd! — So ungläubige Schaf', die brauch' ich nicht! ich will ein christlich Fleisch, oder ich bleib' bei meinen Erdäpfeln — s ggra!"

„Recht hast, recht hast, Natz", sagt der Pfarrer, „schau das freut mich von Dir. Nur keine Gemeinschaft haben mit so Leuten! Der Teufel geht um wie ein brüllender Löw', und sieht, wen er verschlinge!"

Ist ein guter, geselliger Mann, der Pfarrer, aber ein tüchtiger Seelenhirt. Allfort ruft ja der Bischof: Halterbub', verlier' mir keine Schaf:, oder ich nehm' dich beim Schopf und jag' dich zum Teufel! — Nicht just mit denselben Worten sagt er's, aber es ist ganz so gemeint. So muß denn der Pfarrer seine Schäflein warnen vor den Böcken, verstehe freisinnigen Leuten.

Die fürsorglichen Worte seines Seelsorgers vernommen, eilt der Natz geradewegs seinem Stalle zu: „Leh, Lamperl', leh, kommt ein Bissel heraus!" — Ei, da schau dir so ein Vieh an, wie es sich duckt hinter die Andern und wie es so fromme Augen macht! Na, die kennen wir schon, ihr Wölfe im Schafspelz! — Hab' geglaubt, es wär' aus christlicher Lieb' geschehen, wie ihr vom Grafen da oben seid geschenkt worden! Jetzund geht mir ein Licht auf, verführen und vergiften hat er mich wollen mit seinem heidnischen Schafbraten! O, geht mir weg, ihr Viecher, ihr werdet mitsammt eurem Grafen gespießt und gebraten im höllischen Ofen! Und ist unser guter Herr Pfarrer nicht, so geschieht mir dasselbe. Was wär' das, Natzel, was wär' das!"

Noch an demselbigen Tag hat der arme Teufel, der Natz, der jahraus, jahrein nie einen fetten, kräftigen Bissen in den Mund zu stecken hat, der die Erdäpfel für sich und Weib und Kind mit blutiger Mühe muß erwerben — noch an demselbigen Tage hat er die feisten Lämmlein mit einem Trutzwort in das Schloß zurückgeschickt.

Und nun war ihm ein Stein vom Herzen, und eine Kirchfahrt nahm er sich vor, aus Anlaß der glücklichen Rettung seiner Seele. —

Als nun der Frühling kam, war der Natz darauf bedacht, die Kirchfahrt gewissenhaft zu vollbringen. Mit Rosenkranz und Pilgerstab wohl ausgerüstet, machte er an einem heiligen Freitag sich auf den Weg. Derselbe führte am Grafenschlosse vorüber. Als er am Gartenzaun des Schlosses dahingeht und sich fortab bekreuzt, und schier den Athem anhält, daß nicht etwa ein heidnischer Lufthauch in seine Brust komme, hört er von einer Laube des Gartens her plaudern und lachen. Den Natz erfaßt die Neugierde, was es denn so possirliches da drin gebe, und wie einer nur so lachen könne im Zustande der Verworfenheit. Er lugt durch den Zaun und schiebt mit der Hand das Gebüsch ein wenig auseinander. Sieht er's gleich: ein Tischchen ist gedeckt dort in der Laube; sind feine Gläser und Teller und der Graf sitzt dabei, und daneben in der Ecke auch noch ein Anderer, der aber durch die Sträuche nicht recht zu sehen ist. Nu — der Andere? — Gewiß auch so ein Heid, weil sie miteinander so schwätzen und gesellsam sind und gar Bruderschaft trinken. — Der Andere — wer es denn sein mag? denkt sich der Natz — ist mir die Stimm' so bekannt. — Er thut jetzt das Gesträuch noch ein wenig auseinander und lugt und — ja — ja, was denn? — ja, wie denn? wie rarr denn? — Du Halbnarr, das ist ja — der Pfarrer! —

So war es.

Der ungläubige Graf und der fromme Herr Pfarrer saßen am Tischchen und gabelten an einem prächtigen Braten.

Und es war Freitag, der prächtige Braten war eines der von Natz zurückgeschickten Lämmer.

Der Erdäpfelnatz stützte sich auf seinen Pilgerstab und sann: Ist der Graf ein Christ worden? oder der Pfarrer ein Heid'! —

Eine lange Weile stand er unbeweglich, da rief er plötzlich aus: „Ei, hätte ich meine Lämmer noch, sie wären mir christlich genug!"

Der ungläubige Graf und der fromme Herr Pfarrer saßen am Tischchen und gabelten an einem prächtigen Braten.

Bismarck und Eutonia.

Daß Deutschland seine Macht, Größe und Herrlichkeit, nebst unserm Kaiser Wilhelm, dem Fürsten Bismarck zu danken habe, wissen wir alle, auch wissen wir, daß Bismarck es nicht ganz allein gemacht hat, sondern daß er seine Helfershelfer hatte, den Moltke, und die deutschen Soldaten — und sogar von den deutschen Schulmeistern sagt man, sie hätten mitgeholfen, und Viele lachen darüber, was die Schulmeister betrifft. Da ist aber nichts zu lachen, und jetzt erst ist es an den Tag gekommen, daß ein Haupthelfershelfer ein deutscher Schulmeister war. Freilich, kein gewöhnlicher Schulmeister, sondern ein höherer; war Schuldirektor, Seidenstücker hat er geheißen, und seine Helfershelferschaft datirt von anno 10.

Nämlich anno 10 hat er für die Schulen ein deutsches deklamatorisches Lesebuch geschrieben und hat es Eutonia genannt. Es war damals schon Sitte, den Sachen einen möglichst gelehrten und den gewöhnlichen Menschen unverständlichen Namen zu geben, deßhalb will der Hinkende denjenigen geneigten Lesern, die ihr Latein bereits verschwitzt haben, sagen was Eutonia auf Deutsch heißt. Eutonia heißt auf Deutsch „die Wohltönende", die „kunstmäßig Redende." Der Hinkende hat sein Latein zwar auch verschwitzt, aber ein Gymnasiumsprofessor ist ein guter Freund von ihm, und der hat's ihm verrathen. In dieser „Wohltönenden" und „kunstmäßig Redenden" hat nun auch Bismarck, als er noch ein Schulknabe war, eifrig gelesen. Freilich noch nicht im Jahr 1810, weil er erst im Jahre 1815 geboren ist, — denn einem solchen Gewaltstreich wäre selbst ein Bismarck nicht gewachsen gewesen, — aber so ums Jahr 1825 herum, und daß er von der „deklamatorischen kunstmäßig Redenden" was profitirt hat, haben sie später im Reichsparlament erfahren,

und gehörten seine „Deklamationen" in den Ohren des Centrums nicht immer zu den „Wohltönenden." Das war aber nicht die Hauptsache, sondern in dem Buche stand eine Geschichte von Meißner, betitelt:

„Deutsches Schauspiel in Venedig oder die gerettete Ehre Deutschlands."

Diese Geschichte wurde von dem jungen Schüler Bismarck gelesen, und sie weckte in dem jungen Herzen sein Nationalgefühl und erfüllte ihn mit Stolz, sich einen Deutschen nennen zu dürfen, und der stolze Gedanke, den die Geschichte in sein junges Herz gelegt, er hat ihn gehegt und gepflegt, und er ist mit ihm gewachsen und groß geworden, und, was den Schüler Bismarck schon begeistert, der Mann Bismarck hat ihm greifbare Form gegeben, und was Bismarck vor 50 Jahren schon gefühlt, heute erfüllt es jede deutsche Brust:

„der Stolz ein Deutscher zu sein!"

Bismarck hat die „Eutonia" nicht vergessen und kürzlich hat er das Buch, das nur noch in wenigen Exemplaren existirt, in allen Buchläden, Antiquariaten und Rumpelkammern aufsuchen lassen, um wieder einmal in Jugenderinnerungen zu schwärmen. Er hat auch nach vielem Suchen ein Exemplar gefunden. Der Hinkende aber auch, und da er glaubt, es müßte dem geneigten Leser eine Freude machen, auch die Geschichte kennen zu lernen, die den jungen Bismarck so sehr begeistert hat, so will er sie im Kalender abdrucken. — Also:

Deutsches Schauspiel in Venedig
oder die gerettete Ehre der Deutschen.

Alexander, ein gewisser deutscher Erbprinz, hatte den Einfall, den schon mancher deutsche Prinz gehabt, Italien zu durchreisen; ob aus Begierde sich umzusehen und gesehen zu werden, um die väterlichen Schätze allda auszustreuen, oder neue Kenntnisse zu sammeln, das weiß ich nicht. Genug, er reiste; und das Einzige, was ihn vom größten Theil seiner Vorgänger auszeichnete, war die Gesellschaft eines der einsichtsvollsten Deutschen, des Kammerherrn von E.

Man erräth leicht, daß auch Venedig auf dieser Reise nicht unbesucht blieb; und diese prächtige, in mancherlei Betracht einzige Stadt, gefiel dem Prinzen so wohl, daß er weit über die bestimmte Zeit in ihr verweilte. Freigebigkeit und Sanftmuth machten ihn überall beliebt, und bald befand er sich mit den vornehmsten Familien in einem gesellschaftlichen Zirkel, der von mancher Annehmlichkeit belebet war.

Nur etwas war kränkend für ihn. So oft er sich von einem der ersten Nobili eingeladen sah, so oft wurde auch das Fest durch ein kleines italienisches Schauspiel beschlossen, und in solchem dieser oder jener deutschen Sitte gespottet. Der Prinz, der sich hier nicht der Gewalt, wie in seinem Vaterlande erfreuen konnte, ertrug es unwillig, aber doch stillschweigend, und alle seine Begleiter, bis auf den einzigen Kammerherrn, folgten seinem Beispiele.

Dieser hingegen, bewußt seiner innern Würde und der Erhabenheit seines Volkes, betheuerte oft gegen seine Freunde, daß er diesen Schimpf zu rächen gedächte, und daß blos der Gedanke an die rachsüchtige Gemüthsart der Landesbewohner ihn bis jetzt von seinem Anschlage, der schon zur Reife gediehen wäre, zurückhielte.

Indeß nahete sich der Augenblick des Abschiedes, und der Prinz lud noch den Tag vor seiner Abreise alle die bisherigen Gesellschafter zu sich, um ihnen den Dank für ihre Gastfreiheit abzustatten.

Sie fanden sich zahlreich ein. Der ganze Tag floß im Wohlleben dahin; die Abendtafel war schon geendigt, und man war eben im Begriff, sich zu den Spieltischen zu setzen, als der Kammerherr von E. die ganze Gesellschaft aufs höflichste also anredete:

Sie hätten, sagte er, so oft das Auge und Ohr des Prinzen, seines Herrn, durch Schauspiele ergötzt, die nicht anders als gut hätten ausfallen können, weil sie italienisch gewesen wären. Zwar sei's ihm unmöglich, mit gleich guter Münze Zahlung zu leisten; doch würde es ihm schmeicheln, wenn sie heute ein deutsches Stück, so gut es hier eben möglich zu machen wäre, auf einige Augenblicke ihrer Aufmerksamkeit würdigen wollten.

Alle, selbst der Prinz, staunten. Zwar errieth dieser etwas von dem, was folgen könnte; aber wenigstens folgte er mit nicht minderer Neugier seinem Kammerherrn nach, der die Gesellschaft in den Hof des Hauses hinunter führte.

Ganz in der Vertiefung desselben sahen sie eine Art von elender Bretterbude zusammengefügt, vor welcher rings umher Stühle standen. Man ließ sich höhnisch lächelnd nieder. Der Vorhang ging auf, und das spöttische Flüstern mehrte sich; denn der Schauplatz stellte eine ziemlich enge Straße vor, in welcher einige hin und wieder zerstreute Lampen das Düstere der Nacht schier mehr zeigten, als erleuchteten.

Endlich erschien ein deutscher Reisender, einfach, doch gut gekleidet, mit einem Gurt umschnallet, in welchem zwei Pistolen steckten. Er sah sich überall neugierig, als ein Mann, der sich an einem fremden Orte befindet, um, und ein kleines Selbstgespräch bewies es bald unumstößlich.

Er komme, sagte er, in tiefer Nacht hier in Siena — einer Stadt in dem vormaligen Großherzogthum Toscana — an, und sei ungewiß, ob er noch irgendwo Einlaß finden werde. Müde von der weiten Reise verlange er sehnlich nach Ruhe aber kaum würde sie ihm diesmal zu Theil werden. Je nun! besser sei freilich besser. Doch ein kleines Uebel lasse sich leicht erdulden, zumal wenn man ein Deutscher sei. Denn was sei wohl diesem Volke unerträglich?

„Ha, geirrt!" strafte er sich selbst; „es ist wahr, wir ertragen ziemlich viel: Hunger und Durst, Hitze und Kälte, Gefährlichkeit des Krieges und der Reise; nur Etwas nicht, was doch sonst die Wollust mancher weichlichen Völkerschaft ausmacht: ein Leben ohne Beschäftigung! — Möchte doch diese Nacht noch einmal so schwer drücken! Beschäftigung her und ich wache gern. — — Aber hätte ich denn gar keine? Ist hier nicht ein Licht? Hab' ich nicht ein Buch? Freilich ist der Ort nicht der bequemste. Doch was thut das zur Sache?"

Der Deutsche zog ein Buch aus der Tasche, trat unter die nächste Lampe und las. Er hatte kaum angefangen, so zog ein anderes, aus einem Quergäßchen hervorkommendes Wesen die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich. Es war eine lange, weiße, gleichsam schwebende Gestalt, die unsern Deutschen sorgfältig von allen Seiten betrachtete, noch sorgfältiger von ihm gesehen zu werden vermied, sich endlich, da sie ihn im Lesen vertieft sah, so nah' als möglich zu ihm machte, über seine Achsel mit ins Buch schaute, und ihr Erstaunen über solches durch Mienen deutlich an den Tag legte.

Der Deutsche hingegen fand, daß Lesen eine Beschäftigung sei, die unter freiem Himmel, in so schwüler Nacht und nach so weiter Reise nur noch mehr ermüde. Seine Augen wurden immer schlaftrunkener, und er steckte mißvergnügt sein Buch wieder ein.

„Ist es denn aber wirklich so spät, daß Niemand mehr zu ermuntern sein sollte?" brach er etwas ungeduldig aus, zog seine Repetir-Uhr hervor, ließ sie schlagen, und es schlug zwölf Uhr.

Mit jedem Schlage wuchs das Erstaunen des dahinterstehenden Geschöpfes, und in seinen Blicken sprach die dringendste Neugier.

„Zwölf Uhr erst", murmelte der Deutsche; „das ist so spät eben nicht in einem Lande, wo man nur allzu gern

die Nacht zum Tage macht. Vielleicht erweck' ich noch irgendwo eine mitleidige Seele." Er schlug an alle Hausthüren, aber vergebens.

„Nun dann", rief er zornig, „weckt Klopfen euch nicht, vielleicht thut's dies!" Hier zog er eine Pistole heraus, und drückte sie ab. Die Todtenstille der Nacht verstärkte den Schall. Das arme weiße Ding bebte zurück, und sein lauter Schrei machte, daß der Reisende sich umsah.

Zwar zeigte seine ernste Miene, daß eine Figur, wie diese, ihm kein ganz alltäglicher Anblick sei; aber doch faßte er sich bald, winkte ihr näher zu kommen, und fragte, wer sie sei?

„Laß das jetzt noch!" erwiederte sie, und nahte sich. „Du sollst es bald hören; genug, daß ich Dir nichts thun werde."

„Und wer befürchtet das?" antwortete der Deutsche lächelnd. „Dein Ausruf hat Deine Zaghaftigkeit deutlich genug bezeichnet, und ich wette, Du bist nicht weit von hier zu Hause."

„Getroffen, wenn Du von ehemals, und gefehlt, wenn Du von jetzt sprichst! Aber wenn Du anders mit mir reden und erfahren willst, wer ich sei, so beantworte mir zuvor einige Fragen."

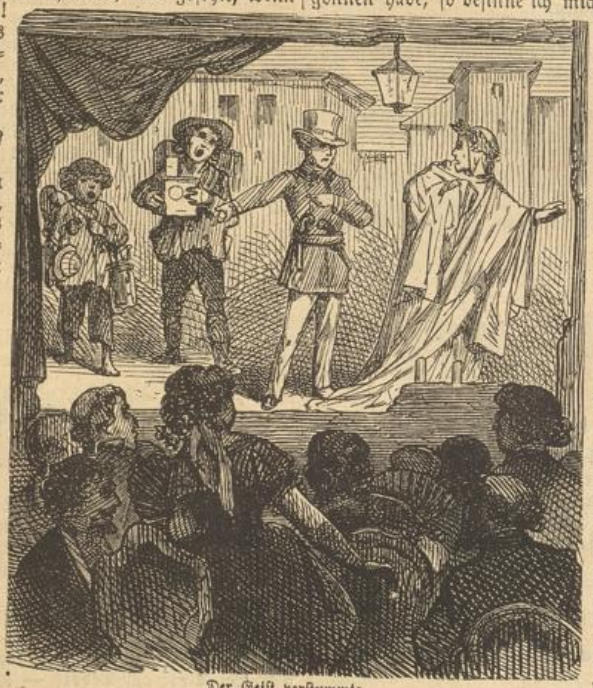
„Warum das nicht? Frag' an."

„Du lasest vorhin ein Heft, voll von so grauser, wunderbarer Figuren, als ich noch nie sah; geschrieben konnte das doch nicht sein?"

„Das war's auch nicht. — Du wirst doch Gedrucktes kennen?"

„Gedrucktes? — Gedrucktes? — Nein, der Begriff ist mir ganz fremd. Sage mir doch, wodurch unterscheidet es sich vom Geschriebenen?"

„Dadurch, daß 150 Menschen kaum die Hälfte von dem schreiben, was ein einziger in gleicher Zeit druckt; daß es netter, gleicher und dauerhafter als jenes ist, und doch der Preis von ihm kaum den sechsten Theil des ersten beträgt."



Der Geist verstummte.

„Wichtige Vortheile! in der That sehr wichtige Vortheile!" rief das fragende Ding, als ihm unser Deutscher einen Begriff von der Buchdruckerkunst gegeben hatte, und legte bedächtig den Spitzfinger der linken Hand über die gebogene Nase. — „Eine Erfindung, durch welche Gelehrsamkeit und Kunst an Mittheilbarkeit mächtig gewonnen haben müssen."

„Allerdings."

„Und der Erfinder dieser nützlichen Sache — ich habe die größte Hochachtung für ihn — wer war er?"

„Ein Landsmann von mir, ein Deutscher."

„Du, ein Deutscher? Er dein Landsmann? Fürwahr macht Dir Ehre. Er muß ein trefflicher Kopf gewesen sein. Ich wollte viel darum schuldig sein, daß er der einige gewesen wäre. — Doch hiemit ist meine Neugier noch nicht gestillt. Du hattest da auch ein anderes Ding, das zum Erstaunen richtig die Stunde angab, was ist denn das?"

„Was sonst, als eine Taschenuhr?"

„Taschenuhr? Hm! Zu meiner Zeit kannte man nur Sonnen-, Sand- und Wasseruhren. Aber trotz ihrer Größe, Unbequemlichkeit und Kostbarkeit waren sie noch höchst wandelbar und ungewiß. Ich dächte, ein Ding so in der Tasche bei sich führen, und so zuverlässig in seiner Anzeige, müßte ein herrliches Hülfsmittel auf weiten Reisen abgeben, und dem Wanderer und Handelsmann gleich nützlich sein."

„Es freut mich, daß Du so schnell den Nutzen von Dingen erräthst, die Dir zu meinem Erstaunen ganz fremd sind. — Wer bist Du denn? Du sagtest vorhin: zu meiner Zeit, — was für eine Zeit ist denn das?"

„Ei! Neugier steht einem Manne übel an. — Sage mir lieber, wer erfand das?"

„Auch ein Deutscher!"

„Das brave Volk! Es verdient mein Lob. Wer sollte dies in diesen blauäugigen Barbaren gesucht haben? — Doch es sei! — Nun, da ich einmal nachzuforschen begonnen habe, so besinne ich mich auf meinen alten Wahlspruch: nie auf halbem Wege wieder zurückzukehren. — Beantworte mir doch noch eine Frage, und ich gebe dir mein Wort, es ist die letzte für jetzt. Du hattest da auch ein drittes Ding, das den Donner und Blitz im Kleinen nachmachte, und der Himmel weiß, wie? sogar in jene Thüre, trotz der weiten Entfernung, eingeschlagen hat. Wie nennt ihr denn das?"

„Eine Pistole."

„Und seine Natur? die Art, wie es so heftige Wirkungen hervorbringt?"

Der Deutsche, dereinmal ins Reden gekommen war, nahm hier die zweite Pistole hervor, wies sie ihm, drückte sie, wie die erste, ab, erklärte die Zusammensetzung derselben, die Bestandtheile des Pulvers, seine Macht im Großen und Kleinen, und kurz, er verschaffte ihm, so viel es sich mit wenig Worten thun ließ, einen hinlänglichen Begriff davon.

Das Erstaunen des fragenden Dings stieg hier aufs Höchste.

„Wie nützlich", rief es aus, „dies im Kriege sein muß! Wie dienlich zur Eroberung fester Städte! Wie schnell entscheidend in Schlachten! O, ich beschwöre Dich, wer erfand das?"

„Wer sonst, als ein Deutscher?"

Der Geist — denn das verschweigen wir nicht länger, daß es ein Geist war? — bebte hier drei Schritte zurück.

„Immer Deutsche, und wieder Deutsche!" rief der Geist voller Erstaunen aus, als er abermals hörte, daß von dieser Nation auch das Schießpulver und die Feuerröhre erfunden wären. „Woher in aller Welt ist Euch die Weisheit zu Theil geworden? Wisse, so wie ich hier vor Dir stehe, war ich einst, ohne Eigenliebe gesprochen, der Geist des Cicero, des weisesten Mannes seiner Zeit, des Vaters seines Vaterlandes, des Besiegers der Parter, des Beredtesten unter den Sterblichen, des — doch wer könnte

mich nicht? Erlaube lieber, daß ich auch als Geist die Bescheidenheit beibehalte, die mich im Leben zierte. — Aber zu meiner Zeit waren, aufrichtig zu reden, Deine Landsleute eines der dummsten Völker, die je die Sonne beschienen; rauh, wild, ohne Ackerbau und Viehzucht, ganz den Wissenschaften und Künsten fremd, ewige Jäger, ewige Krieger, in Thierhäute eingenähet, und selbst beinahe unbezähmbare Thiere. Doch allem Ansehen nach müßt Ihr Euch indeß trefflich geändert haben. Wenn ich mir nun vollends meine damaligen Mitbürger denke, nach dem großen Vorsprunge, den sie vor Euch hatten: im Kriege und Frieden unerreichbar, Redner, Dichter, Geschichtschreiber, Herren der halben Welt, das erste Volk unter der Sonne, — O gewiß, sie müssen jetzt nahe an die Gottheit grenzen! Daß ich sie sehen könnte! Wenig Minuten noch, und das Dasein der ersten Stunde nöthigt mich wieder zur Unterwelt hinab, von der ich mich vielleicht in den nächsten 1800 Jahren nicht entfernen darf, weil es dem Murrkopf Minos scheint, als hätte ich hier oben dann und wann zu viel gesprochen."

Der Deutsche lächelte. „So", sagte er, „wie ich bin, sind alle meine Landsleute, oder können's wenigstens sein. Gefallen wir Dir, so wie wir zu Euch kommen?"

„Allerdings."

„Und Du möchtest gerne sehen, wie die Deinigen oder wenigstens deren größter Theil zu uns kommt?"

„O für mein Leben gern!"

„Nun, so warte einige Augenblicke. Ich verstehe etwas von der Zauberkunst. Dir zu Gefallen will ich sie nützen.

Er winkte, und sogleich erschien auf jeder Seite der Straße ein Savoyard.

„Kauft Hecheln, kauft! — Schön Schattenspiel an der Wand! Schöne Margaritha! Wer schaut?" — so schallts aus beider Munde.

„Siehe", fuhr der Deutsche fort; „siehe, Cicero, so kommen Deine Nachkommen, die ehemaligen Herrscher der Welt, die ersten unter den Menschen, das Volk mit dem mächtigen Vorsprunge, so kommen sie größtentheils zu uns. — Gefallen sie Dir?"

Der Geist verstummte. Denn eben schlug es ein Uhr, und er schien mit Unwillen von dannen zu fliehen.

Aber mit noch größerem standen die edlen Venezianer auf, beurlaubten sich mit kaltem Lächeln, und hätten sich vielleicht bald thätig gerochen, wären nicht der Prinz und der Kammerherr schon des nächsten Tages verschwunden.

Ein ehrlicher Finder.

„Ach, Fritz, wenn Du nur nicht so entsetzlich ungeschickt wärest!" . . .

„Aber, süße Martha, weißt Du mir denn nicht etwas Neueres zu sagen?"

„Schlimm genug, daß Du mit diesem Fehler aufgewachsen bist."

„Er verfolgt mich seit meiner Jugend wie ein Dämon. Wie oft seufze ich in melancholischen Stunden: Das Ungeschick scheint mein Geschick zu sein."

„So kämpfe dagegen an!"

„Es ist unüberwindlich."

„Wenn Du Dir nur Mühe gäbest!"

„Nein, nein — ich gehöre zu der bekannten Sorte von Menschen, die im Grase purzeln, auf den Rücken fallen und sich dabei die Nase brechen."

„Das sind trostvolle Aussichten für die Zukunft, in der That. Ach, mußte ich mich gerade in einen so ungeschickten Menschen verlieben! Auf meine alten Tage!" . . .

„Mit neunzehneinhalb Jahren!"

„Und in meiner würdevollen Stellung."

„Als Tochter des gestrengen Herrn Oberstaatsanwalts — und ich ein einfacher, natürlich unbesoldeter Gerichtsassessor."

„Meinetwegen hättest Du ewig Referendar bleiben können, wenn Du nur etwas schlauer, findiger, beholfener wärst!"

Die so seufzte, war ein hübsches, tiefverschleiertes, junges Mädchen, das am Arme des Assessors Fritz Walden durch einen der verstecktesten Laubgänge des Berliner Thiergartens spazieren ging. Es war die Dämmerstunde eines Spätsommerabends, welche die Liebenden für ihr Stelldichein auserlesen hatten. Die Schnitterin „Nacht" hatte bereits von der Sonnen-Ernte des Tages den größten Theil in ihre dunkeln Speicher eingeheimst und nur einen letzten Lichtrest band sie noch zu einer gelben Sonnenstrahlengarbe zusammen, die fast wagrecht über der Erde lag. Das war die günstigste Stunde für ein Pärchen, das auf geheime, unbelauschte Zusammenkünfte angewiesen war. Bei Fritzens Schwester hatte ihn Martha kennen gelernt, und da Fritz in den Gesellschaften nicht verkehrte, zu dem Herrn Oberstaatsanwalt aber gar keine Beziehungen hatte, so mußten die Liebenden vorläufig sich noch unter dem von Romanschriftstellern nicht selten benutzten „Schleier des Geheimnisses" verstecken und den Göttern des Zufalls vertrauen, die der Liebe von jeher günstig waren. Leider machte Fritzens Unerfahrenheit dem wohlwollendsten Zufall selbst die Arbeit zu schwer. Für solche Abenteuer fehlte ihm alle Umsicht und Klugheit, und das war es eben, was Martha in so gelinde Verzweiflung brachte . . .

„Sieh, Fritz", seufzte sie weiter, „Du hast ja unzählige Tugenden. — Nein, widersprich nicht! Es ist wirklich wahr. Du bist trotz Deiner Jugend bereits Kammergerichtsassessor. Du bist arbeitsam, man rühmt Deine tüchtigen Kenntnisse, Deinen juristischen Scharfsinn. Du schnupfst nicht Tabak, Du kannst beim Whist im Nothfall den dritten Mann stellen — Du bist mit einem Wort ein nahezu vollendeter Mensch — zum Ueberfluß liebst Du mich sogar!" —

„Und wie! beispiellos, unaussprechlich."

„Ich weiß ja, — echauffire Dich nicht."

„Ohne Dich —"

„Wäre Dir das Leben eine Wüste. Auch das ist mir bekannt. Aber was hilft das Alles. Wir werden bald darauf verzichten müssen, uns heimlich zu treffen. Deine Unbeholfenheit durchkreuzt meine verschmitztesten Pläne."

„Deine Geistesgegenwart macht aber Alles wieder gut."

„Wie lange noch? Bald ist das Repertoir meiner Kriegslisten bis auf die letzte Nummer heruntergespielt und meine Erfindungsgabe wird ihre Zahlungen einstellen müssen."

„Deine Hülfsquellen sind unerschöpflich."

„Bei Deinem Bedarf — ich bitte Dich! Schon dreimal habe ich eine Freundin erkranken lassen, vier Mal mußte ich zum Zahnarzt gehen, zwei Mal ließ ich bei Deiner Schwester eine Kaffeegesellschaft stattfinden, heute habe ich meinem alten Klavierlehrer den siebenten Geburtstag in diesem Jahre angedichtet, — Papa's Zerstreutheit allein macht noch solche Ausreden möglich, — aber was ich auch ersinne, Du stellst allen Erfolg in Frage. Verabrede ich die Allee rechts, so bist Du in der Allee links. Verabrede ich die Mittagsstunde, so hast Du etwas von der Dämmerstunde gehört. Kurz, es geht nicht mehr länger. Wir müssen einen andern Ausweg finden."

„Aber welchen? Ich bin rathlos."

„Wie immer, selbstverständlich. Aber mein Rath ist der: Du mußt wieder in der großen Welt verkehren und mich dann bei allernächster Gelegenheit zufällig kennen lernen. Das Uebrige wird sich machen."

„Ich in Gesellschaft? — Unmöglich! Auf dem Boden eines Salons bewege ich mich, als wenn ich auf Erbsen

ginge. Die entferntesten Nipptischgegenstände sind vor meinen Ellenbogen nicht sicher. Jede Sauciere wird zu einer gefürchteten Fettfleckquelle in meiner Hand . . . Nein, den Gedanken gib auf. Er verurtheilt mich zu lebenslänglicher Lächerlichkeit, und das willst Du selbst nicht."

„Entsetzlicher Mensch! Dann mußt Du Dich in unser Haus einführen lassen."

„Bei einem Oberstaatsanwalt? Du vergißt die Kluft zwischen uns. Ich, ein simpler Assessor."

„Ach was, es verkehrt mancher Assessor bei uns. Papa ist gar nicht so. Es käme nur darauf an, einen Vorwand zu finden."

„Ja, das ist eben ein Ding der Unmöglichkeit."

„Nun, warte nur. Hast Du keinen Bekannten, der bei uns verkehrt? — dort ist eine Baumwurzel. Stolpere nicht."

„Einen solchen Bekannten habe ich nicht."

„Auch Deine Schwester nicht?"

„Auch nicht."

„Dann bleibt nur die List! — Halt, ich hab's!" Und lachend faßte sie an ihren Arm. „Mußte ich es gerade heute zu Hause lassen. Das schadet aber nichts. Ich werde es Dir morgen senden."

„Was denn?" . . .

„Höre nur meinen Plan. Der ist unfehlbar."

Leise raunte sie ihm nun die Kriegslist ins Ohr, die ihn in das väterliche Haus führen sollte.

„Hast Du verstanden?"

„Vollkommen."

„Und wirst Du mit unbefangener Miene Deine Rolle durchführen?"

„Du kannst davon überzeugt sein."

„Zwischen Thiergartenstraße und Potsdamer Thor — merke Dir das genau!"

„Da wohnst Du?"

„Ach, Gott behüte, da hast Du's gefunden."

„Ach so. Nun, jetzt bin ich orientirt."

„Mach' nur diesmal keine Ungeschicklichkeit, ich beschwöre Dich. Zwischen drei und vier Uhr bekommst Du das Nöthige morgen bei Deiner Schwester. Ich schick' es, oder komme selbst."

„So komm' lieber selbst."

„Wir wollen sehen."

Hier waren die Liebenden an einem Droschken-Halteplatz angelangt, und Martha warf sich in einen der bereitstehenden Wagen.

„Sieh mir nur nicht wieder so auffällig nach, wie gestern!" waren ihre letzten Worte.

Am andern Morgen beim Kaffee brachte Martha ihrem Herrn Papa eine recht unfreundliche Miene entgegen.

„Nun, mit dem linken Fuß zuerst aufgestanden? Was fehlt Dir?" fragte der alte, joviale Herr.

„Ach, Papa, ich getraue es mir nicht zu sagen."

„Alle Wetter, heraus mit der Sprache!"

„Nun denn, wenn es sein muß. Ich habe — doch nein, Du wirst zu böse sein."

„Mein Gott, foltere mich nicht!"

„Nun — ich habe gestern das goldene Armband verloren, das Du mir zu Weihnachten geschenkt hast."

„Wie, dies kostbare, theure Armband?"

„Allerdings, dasselbe!"

„Pfui, pfui, pfui, das ist garstig. Wo passirte denn das Malheur?"

„Zwischen Thiergartenstraße und Potsdamer Thor, auf dem Weg zum Klavierlehrer."

„Aber ich erinnere mich doch gar nicht, Dich gestern mit dem Armband gesehen zu haben."

„Du hast es in der Zerstreutheit nicht bemerkt."

„Nun, da muß der Verlust verschmerzt werden. Ein neues kann ich Dir sobald nicht versprechen."

„Aber wollen wir nicht erst einmal inseriren? — — Vielleicht bringt es uns ein ehrlicher Finder."

„Schwache Hoffnung!"

„Nun, versuchen könntest Du's doch."

„Gut — versuchen wir's."

Die Annonce ward in die Zeitung gesetzt, und in der That ließ sich in der Mittagsstunde des folgenden Tages beim Herrn Oberstaatsanwalt ein junger Mann melden, in welchem unsere Leser ohne Mühe den — Gerichtsassessor Fritz Walden wiedererkennen, den Martha auf diese Weise in das Haus des Vaters hineinbugsiren wollte.

„Der Assessor ist willkommen", sagte der Oberstaatsanwalt zu seinem Diener.

Schüchtern trat Walden ein und verwickelte sich dabei in die Teppichfranzen an der Thür.

„Was führt Sie zu mir?" frug der Staatsanwalt.

„Ich bin so glücklich", stammelte Walden mit beklommen bedrückter Stimme, „das Armband gefunden zu haben . . "

„Ah, das Armband! Das ist ja sehr erfreulich. „Martha, tritt einmal ein!" rief der Staatsanwalt in's Nebenzimmer. „Dein Armband ist wieder da!" jubelte er der Eintretenden entgegen.

Wer beschreibt das Entsetzen Martha's, als sie den Gegenstand in Augenschein nahm.

„Wirklich? — Ach' wie freu' ich mich!" sagte Martha, indem sie nicht übel die Ueberraschte spielte, während ein leises triumphirendes Lächeln um ihre Lippen flog.

„Herr Assessor Walden — meine Tochter", stellte der Staatsanwalt die Beiden vor.

„Aeußerst angenehm", erwiederte Martha mit einem übermüthigen, formvollen Knicks. „Aber nun das Armband! Ich brenne vor Begierde, es wiederzusehen . . ."

Rasch griff Walden in die linke Rocktasche, wo er es nicht fand. Auch in der rechten war es nicht.

„Ach, ich habe es draußen im Ueberzieher gelassen", rief er und eilte hinaus.

„Das sieht ihm ähnlich", dachte Martha.

„Ein seltsamer Herr!" murmelte der Staatsanwalt.

„So, da ist es", sagte Fritz wiedereintretend und übergab dem Alten einen guteingewickelten Gegenstand . . . . .

Wer beschreibt das Entsetzen Martha's, als sie den Gegenstand in Augenschein nahm! Wer die namenlose Verwunderung des Staatsanwalts! die tödtliche Verlegenheit

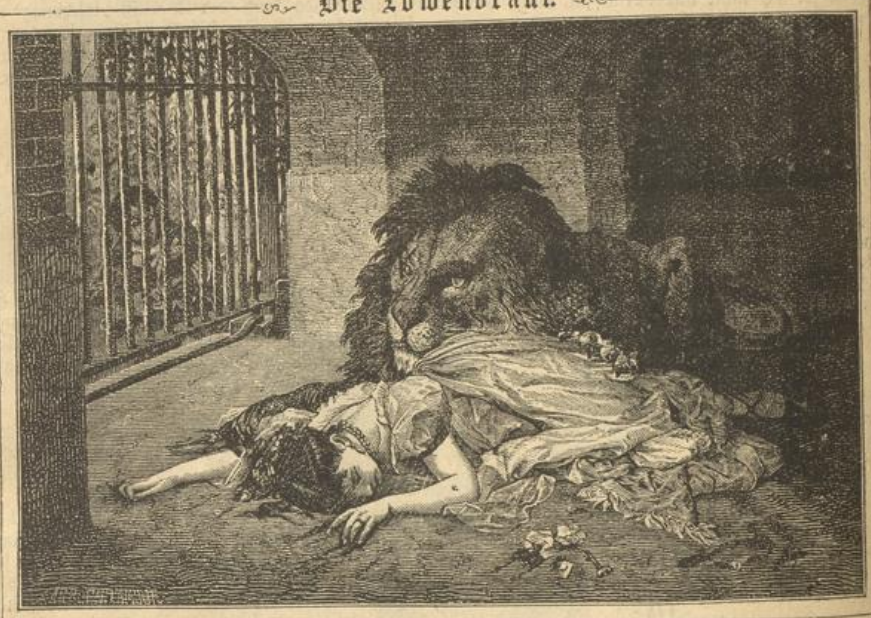
des Assessors, der erst jetzt den ungeheuerlichen Fehlgriff einsah, den er begangen hatte. — — —

Fritz hatte die erstaunliche Ungeschicklichkeit begangen, das Armband so, wie es ihm Martha geschickt hatte, d. h. in dem ihren Namen tragenden Juwelenkasten zu überreichen! . . .

Natürlich gab's eine lebhafte Scene. Zum Glücke brachte die liebenswürdige Manier, mit der Martha ihre Beichte ablegte, Alles in's Gleichgewicht. Walden verlebte bald in dem Hause des Staatsanwalts, der ihn seiner vielen, trefflichen Eigenschaften wegen schätzen und lieben lernte. Heute sind Fritz und Martha ein glückliches Paar und oft ruft der Erstere in seligen Stunden:

„Das Armband damals nach Wunsch zu finden, ist mir mißlungen, aber dafür habe ich ein Juwel erbeutet, um das mich Könige beneiden könnten."

Die Löwenbraut.



Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wirs geglaubt,
Dein mähnen-umwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, Du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wäre ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde, dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreit, es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
Der Jüngling ruft: „bringt Waffen herbei,
Ich schieß' ihn nieder, ich treffe ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
Da fällt er verwandelt die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Muth,
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Chamissa.

Das Kleeblatt.

Im Frieden.

Vorwort.

„Die Geschichte hätte mir schon gefallen, wenn ich Soldat wäre und hätte den Krieg mitgemacht, und wär's auch nur als Marketenderin", so sagte die Frau Expeditionsrath, nachdem sie das „Kleeblatt" im 76er gelesen hatte. „So aber gefällt sie mir ganz und gar nicht. Es kommen ja gar keine Frauen und Mädchen darin vor? Wie kann man überhaupt eine Erzählung schreiben, ohne uns Frauen, ohne Liebesgeschichte und Liebeskummer, wo sie einander am Schlusse doch noch kriegen, und Alles zur Zufriedenheit endet?! Man will doch auch etwas haben für das Herz wenn man 30 Pfennig ausgibt für Euern Kalender."

„Geehrte Frau Therese", erwiederte der Hinkende, „das kommt alles im zweiten Theile; nämlich die Geschichte hat zwei Theile. Der erste Theil, ein „dreiblätteriges Kleeblatt", spielte im Kriege und war zu lesen im 76er Kalender, und der zweite Theil, ebenfalls ein „dreiblätteriges Kleeblatt", spielt im Frieden und kommt in den 77er. Und an Mädchen und Frauen und an Liebesgeschichten, so viel man für 30 Pfennige verlangen kann, soll es auch nicht fehlen. Sie werden hoffentlich zufrieden sein, Frau Expeditionsräthin. Freilich, auch einige Thränen wird es kosten.

I. Vor dem Thore.

Es war am Morgen des 1. Mai 1874.

Eine freundliche Frühlingssonne lachte auf die rothen Ziegeldächer des Städtchens Thalheim herunter; in ihren Strahlen sonnte sich der Gockelhahn auf der protestantischen Kirche, glänzte das goldene Kreuz auf dem katholischen Gotteshause, und blitzte das polirte Kupferdach der Kuppel der kleinen Synagoge. Die Sonne, obgleich sie den ganzen Tag auf die Erde herunterschaut, könnte endlich einmal wissen, daß die Menschen da unten gegenwärtig sich im Kulturkampfe herumbalgen, und daß sie als eine anständige Sonne sich für die eine Partei zu erklären, und der andern ein finsteres Gesicht, eine Sonnenfinsterniß zu machen habe. Aber so ist sie, die Sonne, und wenn ein Minaret in Thalheim wäre, sie würde im Stande sein, auch den türkischen Halbmond eben so freundlich anzulachen als wie Gockler, Kreuz und Kuppel. Die Thalheimer scheinen sich aber noch nicht in den Kulturkampf gemischt zu haben, denn man sah in den belebten Straßen des Städtchens nur freundliche, friedensfröhliche Gesichter; aus allen Fenstern flatterten schwarz-weiß-rothe Fahnen, und die sonntäglich geputzte Menge drängte zu dem alterthümlichen Stadtthor hinaus, und sammelte sich auf dem Platze vor dem protestantischen Pfarrhause. Das Pfarrhaus lag einige Hundert Schritte vor dem Thore, auf einer kleinen Anhöhe, ringsumgeben von wohlgepflegten Gärten, die bis zu der kleinen protestantischen Kirche sich erstreckten, deren Fenster zwischen den Obstbäumen hindurch in der Morgensonne blitzten. Thalheim, ein Städtchen von ungefähr 5000 Einwohnern, hatte erst seit ungefähr hundert Jahren eine protestantische Gemeinde, und da in der alten, zwischen Festungsmauern und Gräben eingezwängten, ehemaligen Reichsstadt durchaus kein Platz mehr zu Neubauten aufzufinden war, so baute man Pfarrhaus und Kirche vor das Thor, womit die jeweiligen geistlichen Herren sehr zufrieden sein konnten, denn das Pfarrhaus hatte, mit seiner Vorderseite an die Landstraße, und mit seinem Obstbaumgarten an einen kleinen Fluß grenzend, eine reizende, und namentlich auch sehr gesunde Lage.

Aus dem gleichen Grunde war vor dem andern Thor, am entgegengesetzten Ende des Städtchens, die kleine Synagoge mit dem Wohnhause des Rabbiners erbaut worden, denn auch die jüdische Gemeinde bestand noch nicht sehr lange in Thalheim, und war erst vor 10 Jahren im Stande gewesen sich ein eigenes Gotteshaus zu bauen.

So thronte der katholische Pfarrer in seinem stattlichen Pfarrhause in der Mitte der Stadt, und der Protestant und der Jude bildeten die Flügel; sie hatten ihren katholischen Amtsbruder gleichsam dazwischen genommen, aber im guten Sinne, denn die drei geistlichen Herren, die zur Zeit unserer Geschichte in Thalheim das Wort Gottes lehrten, waren so innige Freunde, daß man sie nur das dreiblätterige Kleeblatt nannte. Eigentlich war es ein vierblätteriges, denn der Oberförster Eichberg gehörte auch dazu, das Volk aber beharrte auf dem dreiblätterigen, und der Oberförster sei nur der weltliche Stiel zu den drei geistlichen Blättern. Ja so innig war die Freundschaft dieser vier Familien, daß der Sohn des protestantischen Pfarrers, gleich nach seiner Rückkehr vom Feldzuge, sich mit der Nichte des katholischen Pfarrers vermählt hatte, und in den Kaffeekränzchen der Thalheimer Damen war es eine ausgemachte Sache, daß der Sohn des Oberrabbiners sich mit der Tochter des Oberförsters demnächst verloben werde. Natürlich, Ereignisse, welche gewissen frömmelnden Kreisen zum Entsetzen und Abscheu gereichten.

Der Grund zu der festlichen Stimmung der Bürger von Thalheim am 1. Mai 1874 war ein hochpatriotischer. Thalheim war stets sehr patriotisch und reichstreu gesinnt. Die Thalheimer Damen hatten während dem Kriege besondere Kränzchen abgehalten, in denen Kaffee getrunken, Kugelhupf gegessen und Scharpie gezupft wurde; die jungen Herren, denen es nicht vergönnt war, ihr Blut auf dem Felde der Ehre zu verspritzen, brachten es wenigstens in patriotische Wallung auf den Bällen, welche zu Gunsten der Verwundeten gehalten wurden, und der löbliche Stadtrath versäumte es niemals jeden Sieg durch ein Festmahl zu feiern, bei welchem der „Siligmüller" in Strömen floß, denn bei solchen Gelegenheiten französischen Champagner zu trinken, wäre unpatriotisch gewesen, auch ist der „Siligmüller" bedeutend wohlfeiler, und — knallt eben so stark.

Thalheim hatte aber auch viele seiner Söhne wirklich in's Feld geschickt, mehrere waren geblieben, viele waren verwundet worden, und heute, am ersten Tage des Wonnemonates, sollte das Kriegerdenkmal enthüllt werden, das bestimmt war die Namen der tapfern Thalheimer der Nachwelt aufzubewahren. Man hatte in den engen Straßen des Städtchens zur Aufstellung keinen passenden Platz finden können, und deshalb den dem Pfarrhause gegenüber liegenden Hügel gewählt. Dort stand das Denkmal und würde von seinem erhabenen Standpunkte aus in das weite Land hinausgeschaut haben, wenn ihm dieser Genuß nicht vorerst versagt geblieben wäre durch ein weißes Tuch, in das man es gehüllt hatte, um es den Blicken der schaulustigen und festlich gestimmten Menge, die es umwogte, erst im entscheidenden Augenblicke zu enthüllen. Es war aber nicht allein das Denkmal, welches die Le...

so früh vor das Thor getrieben, — die Feierlichkeit sollte erst am Nachmittage stattfinden — sondern es war die Erwartung der für das heutige Fest angemeldeten Gäste, denn mehrere Thalheimer Bürgersöhne kehrten jetzt erst, nach dreijähriger Abwesenheit, aus Frankreich zurück, und außerdem hatten sämmtliche auswärts wohnenden Thalheimer Krieger für den heutigen Tag ihren Besuch angesagt, darunter der Sohn des Pfarrers, der in der nahen Residenz als Arzt practizirte, und der Sohn des Oberrabbiners, Professor der Mathematik in der gleichen Stadt, alte Bekannte von uns, die wieder zu sehen uns herzlich freuen wird. Und just auf dieser Straße mußten die meisten Gäste ihren Einzug halten, und sollten hier festlich empfangen werden.

Und noch einen alten Bekannten sehen wir jetzt auf dem Festplatze erscheinen; er marschirt, oder vielmehr — er hinkt an der Spitze des Kriegervereins, der eben mit wehender Fahne durch das Thor zieht, — der Sergeant Malhuber, oder vielmehr, seitdem er bei Nuits krumm geschossen worden, der Herr Steuereinnehmer Malhuber. „Eins, zwei! Eins zwei! Donnerwetter, Ihr marschirt ja wie die Gänse! Vorwärts marsch, Laufschritt, wie bei Nuits, wo wir den Eisenbahndamm stürmten!"

Der Trupp setzte sich in Trab und hatte in wenigen Augenblicken den Fuß des Festhügels erreicht, wo er von der Menge mit Hurrah! empfangen wurde. Herr Malhuber hinkte hintendrein und schrie: „Halt! Donnerwetter! Nicht so schnell! Autsch, mein Bein! Wollt Ihr gleich Halt machen, Ihr Millionen-Bomben-Splitter-Sackermenter?!"

„Na fluchen Sie nur nicht so, Herr Steuereinnehmer", sagte lachend der Fahnenträger Gottfried Zimmermann. „Gerade so sind wir gelaufen bei Nuits; damals freilich waren Sie an der Spitze des Zuges, und sind nicht hinten nachgehinkt wie heute!"

„Wollt Ihr Eure Mäuler halten, Ihr Racker!"

„Maul halten, und nicht räsonnirt," brummte Herr Malhuber, nachdem er wieder zu Athem gekommen war. „Die verdammte Granate! Aber heute bin ich nicht Steuereinnehmer, sondern Sergeant! Merkt's Euch, Ihr . . . .!"

„Hab' mirs schon gemerkt", sagte Gottfried und legte die Hand an die Mütze.

Den kennen wir auch schon: es ist der „Schinken-Gottfried", wie seine Kameraden ihn nennen, von der Schinkengeschichte im Kasernenhofe her, heute Gefreiter Zimmermann, morgen wieder Löwenwirth, der mit seiner Mutter Margarethe, auch eine alte Freundin von uns, die Wirthschaft führt.

Inzwischen hatten sich zum Empfang der Gäste auch die Schüler der drei Confessionen, geführt von ihren Lehrern, eingefunden, und waren von Herrn Malhuber alsbald unter sein Kommando genommen worden.

„Achtung! Richt Euch! Wir Soldaten bilden das Centrum! Die Lutterischen auf den rechten Flügel, die Katholischen auf den linken Flügel, und die Judenschul kommt in's Hintertreffen!"

„Wie haißt, Hintertreffen", sagte ein alter Jude mit einem ehrwürdigen weißen Barte, „sind unsere Leut doch auch gestanden im Vordertreffen, als es hat geknallt und haben gepfiffen die Kugeln."

„Respekt davor, alter Moses", erwiderte Malhuber, „Alle haben ihre Schuldigkeit gethan, Juden und Christen, und Euer Abraham war einer der Bravsten. Des Pfarrers Sohn, der Herr Theodor, hat ihm die Augen zugedrückt, als ihn die Granate von seiner Seite weggerissen hat bei Dijon."

Des alten Juden Lippen bebten. „Ja, ja, sie hat ihn weggerissen, auch von meiner Seite! Braver Herr, der Herr Theodor! Gott vergelt's ihm!"

„Achtung! Richt Euch!" kommandirte der ehemalige Sergeant. „Der Eulenförster kommt mit der Artillerie."

Und richtig, die Thalheimer Artillerie rasselte durch das Thor, bestehend aus 6 sogenannten Katzenköpfen auf niedern hölzernen Rädern, gezogen von jubelnden und krakehlenden Buben, und kommandirt von dem Eulenförster. Der Eulenförster war ein alter Jägerbursche mit grauem, hängendem Schnurrbart und ein Paar gescheidten, glänzenden Augen in dem verwitterten Gesicht, dabei aber stramm und gerade, trotz seiner 65 Jahre. Er hatte schon dem Vater des jetzigen Oberförsters gedient, und war in dem Forsthause ein altes Inventarstück, das sich schon in die dritte Generation hinein vererbt hatte.

„He, Eulenförster!" rief Herr Malhuber, „haltet doch besser Mannszucht unter Euern Buben, die Kerls schreien sich ja die Hälse ab! Eine saubere Artillerie!"

„Wollt Ihr Eure Mäuler halten, Ihr Racker?!" donnerte der Alte, „es ist keine Obstination mehr unter den Karnalien. Boldel, putz' dein' Nas, und Xaveri zieh deine Kanon aus dem Wege, dort kommt der Herr Förster geritten."

Durch das Thor trabte ein Reiter, und bei dem Kriegerverein angekommen, parirte er seine feurige Fuchsstute. „Guten Morgen, alter Kriegskamerad", rief der Reiter freundlich und reichte dem Steuereinnehmer die Hand. „Alles in Ordnung? Sie werden bald kommen, denke ich; ich reite ihnen entgegen bis zur Banngrenze."

„Alles in Ordnung, Herr Lieutenant", meldete Herr Malhuber in respektvoller Haltung.

„Alles in Ordnung, Herr Förster", meldete auch der Eulenförster. „Sie sind schon geladen, alle sechs!"

Der junge Mann auf dem Pferde lachte. „Bist Du auch da, alter Jonas! Das ist für Dich heute ein Freudentag, alter Freund, denn Du kannst es wieder einmal knallen lassen."

„Und knallen soll's, Herr Förster", rief der Alte mit leuchtenden Blicken, „und knallen soll's, daß die Engel im Himmel droben das Dogma kriegen."

Der alte Jonas war ein großer Freund von Fremdwörtern, nur wendete er sie nicht immer richtig an; unter Dogma aber schien der Alte irgend welche schreckliche Zufälle, Krämpfe oder Leibschneiden zu verstehen.

„Guten Morgen, Freunde! Ich denke in zwei Stunden bringe ich sie." Der junge Mann schwenkte grüßend

den Hut, gab dem Pferde die Sporen und flog die Straße entlang.

Der Eulenförster blickte ihm nach und strich seinen grauen Schnurrbart. „Ein Prachtjunge, der Förster; sein zweiter Vater, ein wahres Conterfei! War auch so ein Teufelsjunge, der Herr Oberförster, als er noch jung war! Boldel, du Schweinhund, hast schon wieder eine Rotznase?! Ist keine Expropriation unter die Kerls zu bringen! Xaveri, putz ihm sie! Batterie links schwenkt, vorwärts Marsch!"

Die Batterie setzte sich jedoch erst in Bewegung, nachdem der Xaver seinem Nebenmanne Leopold den befohlenen Liebesdienst erwiesen hatte, dann erstieg sie den Hügel und pflanzte sich am Waldsaume auf, die drohenden Mündungen der Katzenköpfe gegen die Landstraße gerichtet.

Ohne Zweifel hat der geneigte Leser den jungen Reitersmann, trotz seines braunen Vollbartes, bereits erkannt. Max Eichberg, bei Dijon Grenadier, jetzt Reserve-Lieutenant, und seinem Vater, dem Oberförster Eichberg, mit dem Titel Förster, zur Unterstützung beigegeben.

Ein junger Mann in dem Anzug eines katholischen Geistlichen durchschritt in gemessener Haltung, nach beiden Seiten ernst, aber freundlich grüßend, die Menge. Der junge Mann strotzte von Gesundheit, und das blühende Gesicht, aus dem ein Paar Augen lachten und so recht freundlich und heiter in die Welt hineinschauten, wollte kaum recht passen zu dem ernsten geistlichen Kleide.

Dem protestantischen Lehrer reichte er freundlich die Hand: „Gott zum Gruße, Herr Reinhard. Ein schönes, erhebendes Fest heute!"

Den jüdischen Lehrer grüßte er achtungsvoll, und tätschelte einem schwarzlockigen Judenknaben liebkosend den Kopf.

Mit dem katholischen Lehrer tauschte er einen langen Händedruck und ihre Blicke begegneten sich: „Gelobt sei Jesus Christus!" flüsterte der Kaplan. „In Ewigkeit, Amen!" gab der Lehrer halblaut zurück.

Mit einem Lächeln der Befriedigung wandelte der junge geistliche Herr weiter, hier ein freundliches Wort, da einen Gruß, dort einen Händedruck austauschend.

„Ein freundlicher Herr, der Herr Kaplan", sagten die Bürger.

„Ein gemeiner, niederträchtiger Herr", lobten die Bauern.

„Ein lieber Herr, der Herr Kaplan", flüsterten die jungen Weiber und Mädchen, und als der junge Mann an ihnen vorbeischritt, knixten und errötheten sie und flüsterten sich in die Ohren.

Ein hübsches 12jähriges Mädchen trat vor und wollte dem geistlichen Herrn die Hand küssen, doch er zog die Hand zurück und legte sie segnend auf den blonden Scheitel des Kindes.

„Ein bescheidener, ein würdiger Herr, ein frommer Herr", sagten die alten Weiber, und die Hälfte der katholischen Weiblichkeit beschloß, am nächsten Sonntag zu dem jungen, frommen, lieben, bescheidenen geistlichen Herrn zur Beichte zu gehen.

„Er kann einem so in's Herz sprechen, so lieb und gut, gar nicht so strenge wie der alte Herr; und die kleinen Bußen, höchstens 5 Vaterunser, und man ist absolviert und geht aus dem Beichtstuhle, wie ein neugeborenes Kind."

Dem Kriegervereine schenkte der Herr Kaplan einen längeren Besuch. Dem Herrn Malhuber schüttelte er beide Hände. „Wie bin ich erfreut, Herr Steuereinnehmer, bei dem heutigen Festtage einen so würdigen Mann begrüßen zu können, der für das Vaterland geblutet hat."

„Ja, die verfluchte Granate!" stotterte Herr Malhuber, der etwas verblüfft war über die ganz absonderliche Freundlichkeit des jungen Geistlichen, denn er war sich bewußt, kein sehr eifriger Kirchgänger zu sein.

„Ein schöner Verein, der Kriegerverein", fuhr der Herr Kaplan fort, „die Kameradschaft im Felde kittet auch im Frieden zusammen. Sind viele Katholiken in dem Verein?"

„Katholiken?" fragte Herr Malhuber. „Wahrscheinlich, Herr Kaplan, ich bin auch einer. Ich habe nie darnach gefragt. Katholiken, Protestanten und Juden. Wissen Sie, Herr Kaplan, im Felde gibt es nur eine Religion, Vaterlandsliebe und Tapferkeit. Ich glaube, im Felde sind wir Alle sehr religiös gewesen. Da hat uns der Herr Oberrabbiner Bornheim einmal ein paar Flaschen Cognac in's Feld geschickt, und einen schönen Vers dazu. Der hat mir gar so gut gefallen, der Cognac und der Vers, und ich habe mir ihn aufgeschrieben:

„Ein richtiger Schnaps, ein kurz Gebet,
„Und dann hinein in den Feind,
„Der liebe Gott begehrt's nicht lang,
„Er weiß schon, wie Ihr's meint."

Ein braver, ein würdiger Mann, der Herr Oberrabbiner."

„Gewiß, ein würdiger Mann!" bestätigte lächelnd der Herr Kaplan, „doch, was ich sagen wollte, ich bin auch ein Streiter für das Vaterland, wenn auch nicht mit weltlichen Waffen. Es würde mich sehr freuen, wenn ich dann und wann den Versammlungen des Kriegervereins anwohnen dürfte. Wir sind ja so zu sagen auch Waffenbrüder."

Herr Malhuber schien von der neuen Waffenbrüderschaft nicht sehr erbaut zu sein, denn er machte ein ziemlich bedenkliches Gesicht: „O ja, natürlich . . . das heißt, nämlich, Herr Kaplan, wenn wir so unter uns sind, bei einem Glase Bier, da singen wir keine geistlichen Lieder, und der „Rodensteiner" und „Als Noah aus dem Kasten war", stehen in keinem kirchlichen Gesangbuch, so viel ich weiß; die singen wir aus dem Lahrer Commersbuch, und da könnten Sie als geistlicher Herr . ."

„Wo denken Sie hin", unterbrach ihn der Herr Kaplan, „Alles zu seiner Zeit. In der Kirche wollen wir Psalmen singen, in geselligen Vereinen singen wir weltliche Lieder. Bin ja auch Student gewesen:

„Gaudeamus igitur,
„Juvenes dum sumus!"

„Dum sumus? Ja wenn Sie so meinen, Herr Kaplan, dann sollen Sie uns willkommen sein!" rief der ehrliche Malhuber. „Heute Abend im Löwen, wenn's Ihnen recht ist. Hier, mein Fahnenträger, der Gottfried, ist der Löwenwirth."

„Freut mich, Herr Löwenwirth, bei dieser Gelegenheit Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen", sagte der Kaplan und schüttelte nun auch dem Gottfried die Hand.

Dieser wurde über die unerwartete Ehre roth bis über die Ohren und stotterte etwas von einem frischen Fäßchen anstechen.

II. Im Pfarrhaus.

Wir wollen jetzt die fröhliche Gesellschaft vor dem Pfarrhofe verlassen und einen Blick in das Innere des Pfarrhauses werfen.

Die große Wohnstube des Pfarrhauses war sehr einfach eingerichtet. In der Mitte stand ein großer eicherner Ausziehtisch, bereits zum Festmahle vorbereitet, und seine zwölf Gedecke ließen vermuthen, daß heute die vier befreundeten Familien im Pfarrhofe zusammen speisen werden. Ein einfaches, mit Kattun überzogenes Sopha, ein Pianino, eine Kommode, und in der einen Fensternische das Nähtischchen der Frau Pfarrer, das war, nebst den zugehörigen Strohstühlen, die ganze Einrichtung. Die weiß-

getünchten Wände waren mit einer alten Schwarzwälder Uhr und mit mehreren Bildern in dunkeln Rahmen geziert, und Dr. Martin Luther schaute zwischen verschiedenen Schlachtenbildern aus dem letzten Kriege so streitlustig in die Stube herunter, als sei er jeden Augenblick bereit, dem Teufel wieder ein Tintenfaß an den Kopf zu werfen, wenn dieser sich erfrechen sollte, das Pfarrhaus heimsuchen zu wollen.

Vor dem einen dieser Bilder, einer vortrefflichen Photographie der ruhmreichen Schlacht bei Nuits, stand eine Leiter und auf ihr machen wir zum Erstenmale die Bekanntschaft des Hausherrn, Pfarrer Maithal, Vater unseres jungen Freundes Theodor. Der würdige Herr, ein stattlicher Fünfziger, hatte auf seinem hohen Standpunkte eine lange Pfeife im Munde, und machte verschiedene Versuche, einen Kranz von Eichenlaub über dem Gemälde zu befestigen, die aber jedesmal scheiterten, weil die Pfeife stets hindernd dazwischen trat.

„Aber Maithal, was machst Du für Geschichten da oben?" sagte sein christlicher Amtsbruder, der geistliche Herr Werner, der als Sicherheitswächter am Fuße der Leiter stand, damit sie nicht ausrutsche.

„Ich habe leider nur zwei Hände und das ist zu wenig für Pfeife, Hammer, Nägel und Kränze", klagte der Herr Pfarrer von der Leiter herunter. „Und Nuits muß heute seinen Kranz bekommen, haben doch unsere Söhne sich dort die Epauletten erkämpft."

„Freilich muß es einen haben, darum gieb Deine Pfeife herunter, daß Du endlich einmal an's Nageln kommst."

„Meinethalben, da hast Du sie. Aber lasse sie mir nicht ausgehen! Hörst Du?"

Der Herr Pfarrer war ein gewaltiger Raucher, und eine ausgegangene Pfeife zählte er zu den kleinen Nadelstichen, mit denen ein neckischer Kobold die Menschen zu peinigen pflegt.

Während der Herr Pfarrer oben nagelte, machte der Herr Pfarrer unten ihm ungewohnte Rauchversuche, die aber ein Hustenanfall bald zu Ende führte. Auf dem dicken, freundlichen Gesichte des geistlichen Herrn perlten große Schweißtropfen: „Hu, hu, hu! Kollege Bornheim, erbarme Dich meiner und nehme mir die Pfeife ab, ich ersticke! Das, — hu, hu, hu, — das ist ja eine schreckliche Nummer, die Freund Maithal raucht!"

„Wie der Paster, so der Knaster", lachte der Herr Pfarrer auf der Leiter und schlug einen Nagel in die Wand. „Wenn ich in einer so fetten Pfründe säße, wie Du, Freund Werner, würde ich Varinas ohne Rippen rauchen. So aber, und so lange es nicht entschieden ist, ob mir die Dotation oder die Kirchensteuer auf die Beine helfen soll, bleibe ich bei meiner alten Nummer."

Die Person, welche der geistliche Herr in seiner Rauchnoth als College Bornheim zu Hülfe gerufen hatte, stand in der Fensternische, und blickte durch die Fensterscheiben aufmerksam auf die Straße hinaus. Auf den Hustenanfall seines Freundes dreht er sich um, ein hochgewachsener Mann mit einem scharf markirten Gesichte, einem dunkeln mit Grau gemischten, bis auf die Brust herabwallenden Bart und einer hohen Stirn, unter der zwei dunkle Augen leuchteten. Der Mann konnte die orientalische Abstammung nicht verläugnen, und wollte es auch nicht, denn wir haben vor uns den Oberrabbiner Bornheim, den Vater unseres Salomon Bornheim, den wir einst als Grenadier kannten und der jetzt Reserveoffizier und Professor ist, den gleichen Oberrabbiner, dessen poetische Leistungen den Herrn Malhuber so sehr begeistert haben. Herr Bornheim lächelte: „Ja, ja, das ist zu starker Tabak für dich, Kollege Werner. Drum laß dem dort seine Pfeife stehen, und komme zu mir, ich will Dir etwas zeigen."

Den linken Arm um die Schultern seines Freundes geschlungen, zeigte der Rabbiner mit der Rechten gegen die Straße hinaus.

„Ist das dort nicht dein neuer Kaplan?"

„Freilich; ja er ist es."

„Wie der Paster so der Knaster!"

„Ein hübscher Bursche und sehr freundlich. Was?"

„Ein liebenswürdiger junger Mann. Er ist mir kaum einige Monate zugetheilt, und schon hat er die Herzen der ganzen Gemeinde gewonnen. Namentlich die Weiber schwärmen für ihn. Na, du brauchst nicht zu lächeln, es sind meist die alten Weiber; die jungen schaut er gar nicht an; er ist ein zweiter Josef."

„Na, das kommt erst einmal auf die Mantelprobe an. Und warum hast Du Dir den jungen Mann als Aushülfe erbeten?"

Der geistliche Herr schaute den Rabbiner etwas erstaunt an: „Aushülfe erbeten? Ich habe nie daran gedacht. Es ist eine rücksichtsvolle Aufmerksamkeit von der Curie. Ich habe ihm auf den Wunsch der Curie den Beichtstuhl überlassen und die Messe, die Predigt, natürlich, die halte ich mir vorbehalten."

„In der That, sehr rücksichtsvoll von der Curie", erwiederte der Oberrabbiner mit leichtem Lächeln, „wahrscheinlich aus Anerkennung dafür, daß Du Deiner Gemeinde das Dogma der Unfehlbarkeit nicht verkündigt hast!?"

„Nun", sagte der geistliche Herr und wurde ein wenig roth, „ich habe ihnen die Bulle im lateinischen Urtext vorgelesen, und da haben sie gerade so viel davon verstanden, als ihnen zuträglich war."

„Und jetzt, armer, vertrauensseliger Mann, schau hinaus, wie liebenswürdig dein Herr Kaplan gegen den Kriegerverein ist. Ha, wie er dem Malhuber die Hände schüttelt. Ich sage Dir, Werner, nimm Dich vor deinem Kaplan in Acht, habe ein Auge auf ihn. Seit zehn Jahren haben wir drei gearbeitet, und haben ein Paradies geschaffen, das Seinesgleichen nicht hat im Lande. Protestanten, Katholiken und Juden in der Gemeinde sind Freunde, Brüder, wie wir drei Freunde und Brüder sind, und ich fürchte, wir haben jetzt eine gleißende Schlange in unserm Paradiese."

„Recht, Bruder Bornheim, Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen", rief der Herr Pfarrer von seiner Leiter herunter, auf welcher er sich umgewendet und auf eine obere Sprosse gesetzt hatte. „Mir kommt das freundliche

Borstorfer-Apfel-Gesicht des Herrn Kaplans auch bedenklich vor. Aber wenn er die Schlange ist in unserm Paradiese, jetzt, wo wir vor der Frage der gemischten Schulen stehen, die unser Werk krönen sollen, so werde ich, ich, der Pfarrer Maithal, der Schlange den Kopf zertreten!"

Um seinen Freunden zu zeigen, wie man einer Schlange den Kopf zertritt, stampfte der Herr Pfarrer so energisch mit dem Fuße, daß die Sprosse brach, und er sich nur durch einen Sprung vor dem Fallen retten konnte.

„Das war ein Salto mortale! Hätte nicht gedacht, daß ich noch so sprungfertig bin; das habe ich Deinem Kaplan zu verdanken!"

„Jetzt lasset mir meinen Kaplan in Ruhe", zürnte der geistliche Herr. „Es wäre gut, wenn Du Dich anstatt mit meinem guten Kaplan, mit deiner eigenen Person beschäftigen würdest, oder hast Du etwa die Absicht, Deine Gäste zu empfangen, und deine Festpredigt zu halten im Schlafrock und Pantoffeln? Und rasirt bist du auch noch nicht!"

„Wahrhaftig, Du hast Recht", rief der Herr Pfarrer und fuhr sich mit der Hand über das Kinn. „Das hatte ich ganz vergessen, da ist die Schlacht bei Nuits Schuld daran! He, liebe Frau! Lorchen!" rief er durch die halbgeöffnete Thüre: „Mein Rasirwasser, meine schwarzen Sonntags-Hosen und meinen Frack! Hast Du mir auch ein frisches Hemde zurecht gelegt?"

„Es liegt im Schlafzimmer auf dem Bette, lieber Mann", tönte eine Stimme aus der Küche. „Gretel bringe dem Herrn das Rasirwasser auf sein Zimmer!"

„Entschuldigt mich auf einige Minuten; ich will meinen äußern Menschen anziehen", sagte der Herr Pfarrer und verschwand in dem anstoßenden Zimmer. Gleich darauf hörte man ihn aber wieder rufen:

„Lorchen, wo ist denn mein schwarzer Frack?" Und abermals erwiederte eine Stimme: „Ei, lieber Mann, du hast ja deinen alten Frack dem alten Isaak geschenkt, und der Schneider ist mit dem neuen noch nicht da! Doch da kommt eben Herr Baldrian!"

„G'n Morgen, g'n Morgen!" grüßte der Schneider und schoß in die Stube herein. „Herr Pfarrer nicht hier? Wie, was?" Der Oberrabbiner deutete auf die Seitenthüre.

„Aha! Verstehe!" rief Herr Baldrian. „Wird sich würdig vorbereiten auf den großen Moment! Kann warten, kann warten! Großer Moment! Wie, was?"

„In der That, Herr Baldrian, ein großer Moment, wenn die Germania ihrer Hülle entkleidet wird", sagte der geistliche Herr Werner und deutete nach dem Fenster, durch dessen Scheiben man das verhüllte Kriegerdenkmal sehen konnte.

„Entkneiden?!" rief der Schneider und zog entrüstet die Augenbraunen in die Höhe. „Entkneiden für mich niemals großer Moment. Bekneiden, meine Herren, bekneiden! Hier" — Herr Baldrian schlug ein grünes Tuch auseinander und hob triumphirend einen schwarzen Frack in die Höhe — „Hier ein großer Moment! Bah! Wie? Was? Ausgezeichnet!"

Während der Herr Pfarrer sich im Nebenzimmer rasirt, und seine Freunde sich an der Begeisterung des Herrn Baldrian belustigen, haben wir Zeit uns den redseligen Kleiderkünstler, der bestimmt ist, eine kleine Rolle in unserer Geschichte zu spielen, etwas näher zu betrachten. Derselbe entstammte einer Schneiderfamilie, die seit undenklichen Zeiten, von Generation zu Generation, in der Bekleidungskunst die Alleinherrschaft in Thalheim behauptete, und alle die blauen Ueberröcke mit langen Schößen, hohen Kragen und Puffärmeln, in welchen die Thalheimer Bürger bei feierlichen Gelegenheiten sich zeigten, und denen man seit hundert Jahren in ihrem Schnitte keine Inkonsequenz nachweisen konnte, — alle diese „Baldriane", wie man sie nannte, stammten aus der Werkstätte dieser Schneiderfamilie.

Aber die Alleinherrschaft der „Baldriane" sollte nicht ewig dauern, und gerade zur Zeit, da der gegenwärtige Baldrian als ein junger Mensch von 16 Jahren in das Geschäft seines Vaters eintreten sollte, ließ sich ein zweiter Schneider in Thalheim nieder, und zwar ein Schneider, der seine Studien in Paris gemacht hatte. Das war ein Todesstoß für den alten Baldrian; noch einige Jahre kämpften die blauen Baldriansröcke mit den Pariser Fräcken einen Verzweiflungskampf, und dann streckten sie das Gewehr. Der alte Baldrian aber legte sich hin und starb am gebrochenen Herzen. Der junge Baldrian — er war inzwischen zwanzig Jahre alt geworden — war aber nicht umsonst Achilles getauft, und kühn nahm er den Kampf auf mit dem Mißgeschick, dem sein Vater unterlegen. Er ging nach Leipzig auf die „Bekleidungs-Akademie", studirte fleißig nicht nur die männliche, sondern auch die weibliche Bekleidungskunst, hörte ein Colleg über Korsetten ohne Naht, und nach zwei Jahren kehrte er mit reichen Kenntnissen ausgestattet, in seine Vaterstadt zurück, und eröffnete wieder den Kampf mit dem Pariser. Der Pariser wehrte sich wacker, als aber Achilles eine Batterie von fünf Nähmaschinen demaskirte, da war das Schicksal des Parisers besiegelt; er führte noch eine Zeit lang einen Guerillas-Krieg, sein Widerstand wurde aber immer schwächer und schwächer, und nach zwei Jahren war er besiegt, vernichtet, bankerott! Von da an behauptete Achilles Baldrian wieder unbestritten das Feld, und wenn auch im Laufe der Jahre, und bei der zunehmenden Bevölkerung noch mehrere Schneider in Thalheim ihre Buden eröffneten, er als marchand tailleur, der außer seinen Nähmaschinen zehn Gesellen und Nähmamsellen beschäftigte, konnte mit Verachtung auf diese — diese Flickschneider herabblicken.

Er sprach sehr gerne von seinen Universitätsjahren, und von einer Paukerei mit Studenten, die ihm eine Schramme im Gesichte eingetragen hatte, deren Narbe sein Stolz und seine Freude war. Der Pariser hatte zwar behauptet, Achilles habe die Schramme bei einer Prügelei mit Studenten erhalten, bei welcher Gelegenheit ihm eine Flasche an den Kopf und er selbst die Treppe hinab geworfen worden war, allein Herr Baldrian strafte diese elende Rache eines besiegten Feindes mit stillschweigender Verachtung.

Durch seinen Beruf hatte Herr Baldrian bei allen Honoratiorenfamilien Zutritt, und da er auch als Damenschneider und als Corsettenfabrikant ohne Naht selbstverständlich in die Toilettengeheimnisse der Thalheimer Damen, und auf diesem Wege in viele Familiengeheimnisse eingeweiht war, so wurde er bald ein Mann von Einfluß. Zudem war Herr Baldrian ein großer Redner, obschon in seinem Alphabete der Buchstabe L nicht existirte, und durch den Buchstaben R ersetzt wurde, ein Umstand, den übrigens Herr Baldrian entschieden bestritt und beharrlich läugnete.

„Guten Morgen Herr Baldrian", grüßte der Herr Pfarrer aus dem Seitenzimmer eintretend. Er war frisch rasirt, in schwarzen Beinkleidern und Weste, aber in Hemdärmeln. „Ah, Sie bringen meinen neuen Frack! Probiren wir ihn an. So! ich denke er sitzt gut."

„Sitzt gut?" erwiederte Herr Baldrian mit selbstbewußtem Lächeln. „Ob er gut sitzt. Herr Oberrabbiner, Euer Hochwürden urtheinen Sie. Sitzt er gut? Wie, was?

„Ich denke ja, er sitzt gut."

„Ich denke auch. Ha, ha, ha! Meine Herren, das ist ein Frack von Bedeutung. Ein Kneidungsstück wie dieses hier, meine Herren, das macht man nur, wenn man inspirirt ist. Wie, was? Ein denkender, ein wissenschaftnich gebindeter Künstner, meine Herren, muß den Charakter seiner Gönner studiren, und das Kneidungsstück muß dem Charakter entsprechen. Hätte für den Herrn Pfarrer ein sogenannter eneganter Frack gepaßt? Nein er hätte nicht gepaßt. Dieser Frack mußte geistniche Würde, gepaart mit Niebenswürdigkeit und wohnwonnender Menschenfreundnichkeit ausdrücken und einen protestantischen Schnitt haben. Und ich denke, er hat einen! Wie, was?"

„In der That", bemerkte der Herr Oberrabbiner lächelnd, „die Würde und die Liebenswürdigkeit sind in die Augen springend. Aber der protestantische Schnitt?"

„Herr Pfarrer, bitte, den untern Knopf zuzumachen. Voina, da ist er, der Schnitt. Meine Herren", fuhr der Kleiderkünstler mit bewunderungswürdiger Zungengeläufigkeit fort, „meine Herren, ohne Ihnen zu nahe treten zu wonnen, aber Thanheim hat nur noch einen zweiten Frack wie diesen, und den habe ich heute früh dem Herrn Kapnan gebracht, natürnich mit kathonischem Schnitte. Ein feiner Herr, der Herr Kapnan, ein nobner Herr. Hat mich gestern senbst besucht in meinem Atenier, um mich persönnich näher kennen zu nernen. Hat mit meinen Gehünfen gepnaudert, wie mit Seinesgneichen, und meine Nähmamsennen haben anne fansche Stiche gemacht so nange er da war. Ein freundnicher, niebenswürdiger Herr; die ganze Stadt ist vernarrt in ihn. Die Mädchen und die Weiber sind ganz aus dem Häuschen; rennen nach dem Beichtstuhn wie besessen, und nächstens werden sie anfangen zu sündigen, nur um beichten zu können. Wenn das so fort geht, so muß aus Thanheim ein Sodom und Gomorrha werden, Pech und Schwefen muß vom Himmen regnen, und unsre Weiber müssen Sanzäunen werden! Wie, Was? Aber zu der Neinigen hab' ich gesagt, Nuise habe ich gesagt, wo winnst Du schon hin so früh?

„In die Beichte", hat sie gesagt.

Da habe ich aber gesagt: Nuise, das Beichtstuhnrennen verbitte ich mir. Anne Jahre einman, an Ostern, zu Seiner Hochwürden, unserm Herrn Pfarrer, ist haufengenug für eine brave Frau. Eine Frau, die die Woche hindurch so vien sündigt, daß sie jeden Sonntag beichten muß, das kann meine Frau nicht sein, da nasse ich mich nieber scheiden. So habe ich mit meiner Nuise gesprochen. Meine Nuise aber ist eine vernünftige Frau; Achinnes, hat sie gesagt, und hat dabei genacht, Achinnes, du hast Recht. Ich gnaube auch nicht, daß ein so junger Mensch, ich könnte ja längst seine Mutter sein, mir meine Sünden vergeben kann, auch wenn ich wenche hätte; es hat mich nur der Wunderfitz gestochen, und wein anne anderen hinnaufen und so ein Wesen daraus machen. Ausgezeichnete Frau meine Nuise: Wie, Was? 'S ist nur wunderbar in so kurzer Zeit, denn der Kapnan ist doch noch nicht nange hier, ich gnaube im Juni wird's erst ein Jahr.

„Im Juli, Herr Baldrian", berichtigte der geistliche Herr, der dem Geplauder mit einem etwas bedenklichen Lächeln zugehört hatte. „Der Herr Kaplan ist Ende Juli eingetreten."

„Ende Juni, ganz recht", erwiederte der L-scheue Schneider.

„Juli, nicht Juni, Herr Baldrian."

„Freinich Juni, nicht Juni, ich habe ja nicht Juni gesagt, sondern Juni; doch meine Zeit ist kostbar meine Herren. G'n Morgen, g'n Morgen!" und Herr Baldrian schoß zur Thüre hinaus.

„Ein drolliger Kauz", lachte der Herr Oberrabbiner.

„Ein entsetzlicher Schwätzer, aber sonst ein braver, tüchtiger Mann", sagte der Herr Pfarrer.

„He, Herr Baldrian!" rief der geistliche Herr dem fortschießenden Schneider nach. „Fort ist er! Ich hätte den Mann gerne belehrt, denn er und seine Frau, die sonst eine ganz brave Frau ist, wie ich weiß, scheinen ganz absonderliche Ansichten von der Beichte zu haben."

III. In der Küche.

Wenn wir die andern Personen, die in dieser einfachen Geschichte eine Rolle spielen, kennen lernen wollen, so müssen wir uns in die Pfarrküche begeben. Die Frau Pfarrerin, eine stattliche Frau in den sogenannten besten Jahren, somit nahe an 50, mit einem freundlichen, wohlwollenden Gesichte, in weißer Küchenschürze und etwas aufgestülpten Aermeln, stand, mit einem Kochlöffel bewaffnet, an dem großen Herde und überwachte mit einem Feldherrnblicke die vielen kochenden, bratenden, sprudelnden und zischenden Töpfe, Töpfchen, Kacheln und Schüsseln, aus denen ein Wohlgeruch von allen möglichen guten Sachen den Küchenraum erfüllte.

Die Frau Oberförster, eine Frau in gleichem Alter, wie ihre Freundin, die Frau Pfarrer, aber zarter gebaut, und mit einem ernsten und etwas schwärmerischen Gesichtsausdruck, war mit einem Gegenstand beschäftigt, der zwar auch ernst, aber keineswegs schwärmerisch genannt werden konnte, nämlich mit einer großen Schüssel, die sie auf ihren Schooß genommen hatte, und in welcher sie eine zähe Teigmasse in beständiger Rührung erhielt.

„Immer rechts herum, liebe Marie", mahnte von Zeit zu Zeit die Frau Pfarrer, „immer rechts herum, nur um Gotteswillen niemals links, sonst gehen die Dampfnudeln nicht auf und tatschen zusammen."

„Ja, liebe Mutter, habe nur recht Acht, Theodor ißt sie so gerne", sagte ein schönes, schlankes, hochgewachsenes Mädchen, mit dunklem Haar und Augen und etwas gebräunten Wangen, denen man ansah, daß des Oberförsters Töchterlein mit Wald und Feld Freundschaft unterhielt. „Oder", setzte sie hinzu, „ich will Dich lieber ablösen, liebe Mutter, Du weißt, ich bin stärker als Du."

„Meinst Du?" erwiderte lächelnd die Frau Oberförster, „nein, nein, Luise, bleibe Du an Deinem Bohnenhobel und überlasse mir die schwere Verantwortung für die Dampfnudeln."

„Und bedenke Luischen", setzte die Frau Pfarrer hinzu und drohte lächelnd mit dem Kochlöffel, „daß ein gewisser Herr Salomon ein ganz besonderer Liebhaber ist von Bohnen, nämlich, wenn eine gewisse Försterstochter sie zubereitet hat."

Luise beugte erröthend ihr Haupt auf den Tisch und hobelte mit großem Eifer weiter.

„Aber das, liebe Marie, bitte ich mir aus, daß das Hochzeitsessen im Pfarrhause gehalten wird", fuhr die Frau Pfarrer, zu der Frau Oberförster gewendet, fort. „Du weißt, ich habe darin Uebung. Als vor zwei Jahren mein Theodor die Mathilde geheirathet hat, da war das Essen auch nicht beim geistlichen Herrn, sondern bei uns. Nun, Du warst ja auch dabei, und wie waren wir vergnügt und glücklich!"

„Ja, wir waren sehr vergnügt und glücklich", sagte die Frau Oberförster mit einem leisen Seufzer, und rührte eifrig in dem Dampfnudelteige.

Luise hatte einen schmerzlichen Blick auf ihre Mutter geworfen und war aufgestanden.

„Wo willst Du hin, Luischen?" fragte Frau Maithal.

„Ich — ich — will nach dem Vater sehen. Er muß ja auch noch die Hasen schicken."

BLB Karlsruhe

„Potz Tausend, ja, die Hasen. Das wäre eine schöne Geschichte, wenn die Hasen nicht kämen! Gehe mein Kind und komme bald wieder."

Als Luise die Küche verlassen hatte, legte die Frau Pfarrer den Kochlöffel auf den Herd und stellte sich vor die Frau Oberförster.

„Marie lasse einmal den Teig da in Ruhe, ich habe mit Dir zu reden."

Frau Eichberg ließ die Arme sinken und wendete den Kopf.

„Marie, blicke mir in's Gesicht. So. Du hast vorhin geseufzt, und jetzt hast Du Thränen in den Augen."

„Ich — ich? Ich glaube der Rauch . . ." und die Oberförsterin versuchte zu lächeln.

Die Frau Pfarrer setzte sich neben sie und faßte ihre Hand. „Marie, was fehlt Dir? Welche Sorge bedrückt Dich? Auch Luise hat Deinen Seufzer bemerkt und ist darüber erschrocken. Bist Du nicht glücklich über die Heirath Deiner Tochter?"

Frau Eichberg schüttelte leise das gesenkte Haupt.

„Nicht? Und warum denn nicht? Ist Salomon nicht ein tüchtiger Mann, ein reiner Charakter, ein vortrefflicher Mensch?"

„Ein vortrefflicher Mensch", seufzte die arme Frau.

„Und sein Vater, ist er nicht ein herrlicher Mann, hochgeachtet und unser bester Freund?"

„Ein herrlicher Mann und unser bester Freund. Aber . . ."

„Aber? Ich begreife. Aber sie sind Juden."

Die Frau Oberförster nickte und preßte ihr Tuch vor die Augen.

„Also das ist's", fuhr die Frau Pfarrer fort. „Ich verstehe Deine Gefühle, denn ich habe ähnliche Beunruhigung durchgemacht, als mein Sohn, der Sohn eines protestantischen Pfarrers, um die Nichte des katholischen Geistlichen freite. Aber mein braver Mann hat mich vollkommen beruhigt. Liebe und Duldung, das sind ja die köstlichen Samenkörner, welche die drei Freunde in die Herzen ihrer Pfarrgemeinden niedergelegt, und was diese drei Männer lehren, wollen sie auch durch eigene That bestätigen. Mein Mann sagte zu mir, als ich auch Thränen in den Augen hatte, wie Du, Marie, da sagte er zu mir: Ein braves Herz, ein reiner Charakter, tüchtige Grundsätze und ein tugendhafter Wandel, das sind die Grundpfeiler einer Religion, die keines Namens bedarf, die aber hoch über unsern Confessionen mit ihren Flecken und Mängeln steht, und er — der protestantische Geistliche segnete den Bund, den sein Sohn mit der Katholikin Mathilde geschlossen, und der katholische und der jüdische Geistliche, sowie Dein braver Mann, sagten Amen dazu, und ich schloß die Mathilde als meine liebe Tochter an mein Herz. Und Amen sagen wir Alle zu dem Herzensbündniß Deiner Tochter mit Salomon. Und Du Marie, Du allein hast Thränen in den Augen?"

Frau Eichberg trocknete ihre Augen, und jetzt verklärte ein wirkliches Lächeln ihr Gesicht: „Wie Du zu beruhigen versteht, liebe Leonore! Das Alles habe ich mir freilich selbst oft gesagt, und mich dabei tüchtig ausgescholten über meine Thorheit. Aber aus Deinem lieben Munde klingt es mir doch viel tröstlicher und überzeugender, und ich sehe nun klar, daß es wirklich nur eine Thorheit ist, die ich zu bekämpfen suchen werde. Es sind eben die Vorurtheile, die uns in der Jugend eingeimpft werden, und die man nicht so leicht abschütteln kann. Salomon, — ich habe ihn ja stets wie meinen Sohn geliebt, und — jetzt glaube ich sicher, ja, ja, ich glaube es, ich werde glücklich sein, ihn wirklich meinen Sohn nennen zu dürfen.

„So ist es recht, meine liebe Marie, ich habe mich in Dir nicht getäuscht. Nun aber wieder tüchtig hinter den Teig, sonst hat der gute Salomon heute verpfuschte Dampfnudeln zu verantworten. Aber die Hasen, die Hasen! Wo nur Luischen bleibt." —

„Hier bin ich und hier sind sie, Frau Pfarrer", rief das Mädchen unter der Thürschwelle, ein paar stattliche Hasen in die Höhe haltend. „Zwei Prachtexemplare; Vater hat sie selbst geschossen!"

„Und noch sechs Feldhühner dazu!" rief der Oberförster und trat grüßend in die Küche. „Wir haben doch Sauerkraut?"

„Natürlich, Sauerkraut mit Kartoffelbrei", erwiederte lächelnd die Frau Pfarrer."

„Bravo! Faßan, marsch, hinaus! Guten Morgen, Frau Pfarrer, guten Morgen, Marie. Haben Sie vielleicht einen Schnaps dort im Schränkchen, und eine Kruste Brod? Die Racker haben mir Appetit gemacht!"

„Ausgezeichnetes Kirschenwasser, Herr Oberförster, und ein Schnitt Schinken." . . . .

„Wird mit Dank angenommen! Lieschen einen Stuhl. Auf Ihre Gesundheit Frau Pfarrer. Brrh! der brennt ein!"

Während der Herr Oberförster sein Frühstück verzehrt, haben wir Muße, ihn näher zu betrachten. Der Herr Oberförster ist ein hochgewachsener kräftiger Mann von etwas über 50 Jahren, mit einem wettergebräunten, verständigen Gesicht, das trotz dem grauen Vollbart und den buschigen Augenbrauen einen gemüthlichen Eindruck macht. Sein grauer Jagdhut war mit einer Adlerfeder geschmückt, über der groben Juppe trug er eine Jagdtasche, und seine kräftigen Beine stacken in grauen Tuchhosen mit Ledergamaschen, die bis an die Knie hinauf beschmutzt waren.

„Und Sie haben sich selbst bemüht, Herr Oberförster?" sagte die Frau Pfarrer die sich bereits mit den Rebhühnern beschäftigte.

„Natürlich, wer denn sonst? der Max ist davongeritten, meine Jägerburschen sind dem Spektakel nachgelaufen, sogar der alte Esel, der Jonas, der Himmelsakermenter . . . . Pardon, Frau Pfarrer, ich vergesse, daß ich nicht mehr im Walde, sondern im Pfarrhause bin."

„Thun Sie sich keinen Zwang an, Herr Oberförster, ich bin bereits an Ihre Kraftausdrücke gewöhnt, wie an meines Mannes starken Tabak. Der beste Mann hat eben seine kleinen Schwächen."

„'S ist eine üble Gewohnheit," brummte der Forstmann, „aber der Donner . . . Pardon, da haben wir's schon wieder. Der Sprung aus dem Walde in eine Pfarrküche macht einen ganz konfus. Lieschen siehe einmal nach, ob der Jonas meine Kleider gebracht hat, ich muß mich doch umkleiden zum Empfang der Gäste." —

„Sie liegen bereits oben im Gastzimmer, lieber Vater."

„Nun denn auf Wiedersehen. Freue mich auf den Salomon. Na Lieschen, brauchst nicht roth zu werden, Mädel; bekommst einen braven Mann!"

Der Herr Oberförster hatte die Küche kaum zehn Minuten verlassen, so kam der Xaver, von des Eulenförsters Artillerie, in die Küche gestürzt:

„Frau Pfarrer!" — schrie er, nach Luft schnappend, — „der Eulenförster schickt mich! Sie kommen! Man kann sie schon am Kreuzweg oben sehen! In 10 Minuten sind sie da!"

Der kleine Artillerist verursachte durch seine Meldung in der Küche, einige Verwirrung. Luise ließ den Bohnenhobel im Stiche und flog mit einem Freudenrufe der Thüre zu.

Die Frau Pfarrer warf schleunig den Küchenschurz auf die Seite und streifte die Aermel hinab.

„Gretel!"

Eine ältere Person erschien unter der Küchenthüre, die in den Hof führte, in der einen Hand ein Messer, in

der andern Hand einen Kapaun am Kragen haltend, der durch ein fürchterliches Geschrei gegen seine beabsichtigte Ermordung protestirte.

„Gretel! Habe auf den Herd und die Töpfe Acht, ich muß nach meinem Manne sehen; der ist gewiß noch nicht fertig!" Die Frau Pfarrer eilte zur Thüre hinaus.

„Natürlich ist er noch nicht fertig! Es wäre zum Erstenmale, daß er zur rechten Zeit fertig wäre!" brummte die Gretel, die ebenso wie der Jonas im Forsthause, im Inventar des Pfarrhauses schon seit der Verehelichung des Pfarrers verzeichnet war, und sich als alte Dienerin zu solchen Kritiken ihrer Herrschaft für berechtigt hielt. In Thalheim sagte man sich, der Jonas mache ihr schon seit 40 Jahren den Hof, es sei aber noch zu keiner entscheidenden Erklärung gekommen.

„Willst du gleich still sein!" schrie die Gretel und machte dem Proteste des armen Kapauns auf die wirksamste Weise ein Ende, indem sie ihm den Kopf abschnitt. „Frau Oberförster'n, gehen Sie nur auch, ich will schon Alles besorgen!"

Doch Frau Eichberg beeilte sich nicht, von dem Anerbieten der Gretel Gebrauch zu machen. Sie hatte sich von ihrem Stuhl erhoben und stand wie unschlüssig, die Hand auf das Herz gepreßt.

IV. Sie kommen.

„Sie kommen!" rief die Frau Pfarrer als sie eilig in die Wohnstube trat. „Richtig! Ich habe mirs doch gedacht! Lieber Mann, Du hast ja noch Deine Pantoffeln an!"

„Drum hat er uns eben eine Vorlesung über gemischte Schulen gehalten", sagte der Herr Oberrabbiner lächelnd, „und da konnte er nicht an seine Füße denken."

„Und wie Du Deine Halsbinde umgewurstelt hast! Komm', setze Dich Alter. Sie glauben's nicht, was ich mit dem Manne auszustehen habe!"

„Nun, nun, Lorchen, so schlimm ist es nicht", sagte der Herr Pfarrer lachend, indem er sich willig den Verschönerungsoperationen seiner Frau unterwarf. „Eine Zeit lang, so Gott will, wirst du es mit mir noch aushalten müssen. Bist du fertig? Ja? Jetzt noch die Stiefel. So, und nun auf, den Kindern entgegen!" —

Unter der Veranda, welche die Vorderseite des Pfarrhauses gegen die Straße schmückte, hatten sich unsere Bekannten aus dem Pfarrhause zum Empfang der Gäste, versammelt. Alle waren sie da, auch der Herr Oberförster hatte seinen Anzug etwas verbessert, und führte artig die Frau Pfarrer am Arm, die ihre Sonntagshaube mit den Lilabändern in der Eile etwas schief aufgesetzt hatte. Sogar die Gretel lauerte im Hintergrunde, ein Auge nach der Küchenthüre gerichtet und das andere gegen die Straße. Als aber die drei Seelsorger Arm in Arm an das Treppengeländer traten, da brach die versammelte Menge in einen achtungsvollen Jubelruf aus, und manche Mütze wurde geschwenkt.

„Sehen Sie, Herr Kaplan", sagte Herr Malhuber und wies mit der Hand nach der Veranda, „da hab' ich Respekt davor, und da geht einem das Herz auf. Gerade so, Arm in Arm und Schulter an Schulter, Katholiken Protestanten und Juden, sind wir gegen den Feind marschirt, und so soll es auch im Frieden sein. Hurrah! unsere Herren Pfarrer! Gottfried schwenk' die Fahne!"

Der Herr Kaplan lächelte: „In der That, Herr Steuereinnehmer, ein eigenthümlicher Anblick, an dem ich mich jetzt in unmittelbarer Nähe laben will", sagte er und begab sich in die Veranda, wo er die Gesellschaft achtungsvoll grüßte.

„Herr Pfarrer, mit Ihrer gütigen Erlaubniß möchte ich dem erhebenden Schauspiele des Wiedersehens hier anwohnen. Herr Oberrabbiner welche Freude für Sie, heute Ihren ausgezeichneten Sohn zu empfangen. Und", fuhr er zu Frau Eichberg gewendet fort, „wenn ich recht gehört habe, so darf ich Ihnen gratuliren; Ihre Fräulein Tochter und Herr Salamon?"

„Gratuliren Sie nur herzhaft zu, Herr Kaplan", erwiederte der Oberförster mit erhobener Stimme, „die Sache hat ihre Richtigkeit."

„In der That? Dann meinen aufrichtigen Glückwunsch!"

Der alte geistliche Herr stieß den Pfarrer und den Oberrabbiner an: „Seht Ihr, wie liebenswürdig und harmlos er ist, mein guter Kaplan?"

„Liebenswürdig? Ja! Harmlos? Wollen's abwarten."

„Sie kommen! Sie kommen!"

Eine Staubwolke erhob sich auf der Landstraße und ein Reiter jagte in gestrecktem Galopp daher. Schon von Weitem schwenkte der junge Förster, Max Eichberg, den Hut. — „Schieße los, alter Jonas, sie kommen!"

Bum! Bum! donnerten die Katzenköpfe, und hinter dem Reiter, in scharfem Trabe, fuhren Wagen an Wagen, machten vor dem Pfarrhause Halt, und wurden alsbald von der jubelnden Menge umdrängt, und nach den Leiterwagen, Bernerwägele, Halbchaisen und Landauern streckten sich hundert Arme aus, um die lieben Gäste in Empfang zu nehmen, und manch' altes Mütterchen schluchzte vor Freude, da sie ihren lange entbehrten Sohn wieder in den Armen hielt, und über manche gebräunte und gefurchte Wange der Männer rollte eine Freudenthräne.

„Donnerwetter! Hurrah!" schrie Herr Malhuber und focht mit den Armen in der Luft. „Das ist etwas für ein altes Soldatenherz! Hurrah! Wollt Ihr gleich Hurrah schreien, Ihr Bombensplitter-Elementer!"

„Hurrah! Hurrah!" schrie die Menge, daß sogar der Donner aus des Eulenförsters Katzenköpfen übertönt wurde.

„Baldrian halt' Deine Rede!" Doch diese Aufmunterung von Seiten des Herrn Malhuber war sehr überflüssig, denn Herr Baldrian stand schon seit einigen Minuten auf einem erhöhten Standpunkt, und war bemüht, den Jubeldonner um sich her mit einer Rede zu überdonnern, von der jedoch nur wenige Laute in die Ohren seiner Umgebung gelangen konnten, was um so beklagenswerther war, als Frau Luise, des Herrn Baldrians Gattin, die unter Anderem auch verpflichtet war, ihrem Gemahl seine einstudirten Reden abzuhören, erklärt hatte, das sei das Beste, was sie jemals von ihrem Achilles gehört, und sie glaube nicht, daß Bismarck so etwas zu Stande brächte, ja sie sei überzeugt davon.

Nur die allernächste Umgebung erhaschte hie und da eine der kostbaren Perlen, die der Redner seinem Munde entrollen ließ, als: „Hendensöhne, Vaternand, Gut und Bnut", und ähnliche erhabene Gedanken.

Die Wagen hatten sich in dem Gedränge so in einander verfahren und verbissen, daß jetzt erst der Wagen vorfahren konnte, der die Gäste für das Pfarrhaus brachte.

„Meine liebe, gute Mutter!" rief fröhlich der Oberförster und empfing die Frau Geheimrath in seinen Armen. „Wie lieb von Ihnen, daß Sie gekommen sind!"

„Großmütterchen!" jauchzte Max und küßte der Frau Geheimräthin die Hand.

„Meine Kinder!" sagte die alte Dame gerührt, „wie glücklich bin ich in Eurer Mitte. Nein, nein, an dem heutigen Ehrentage durfte das Großmütterchen nicht fehlen."

Theodor mit seiner jungen Frau wurde in den umschlingenden Armen fast erdrückt: „Hülfe! Hülfe!“ rief er lachend, „Ihr bringt uns ja um vor lauter Liebe! Vater! Mutter! Oheim, Hochwürden, mein zweiter Vater!“

Hochwürden liefen die hellen Thränen über die Wangen, als er die liebliche junge Frau, seine Nichte, in den Armen hielt: „Mathilde, liebes Kind! Wie Du Deiner guten Mutter, meiner Schwester, gleichest!“

Salomon beugte sich ehrerbietig über die Hand seines Vaters, der ihn an seine Brust mit: „Gottes Segen über Dich, mein Sohn! Dort drüben sehe ich zwei Wangen flammen; begrüße Deine Braut, mein Sohn!“

Salomons dunkle Augen leuchteten auf, als er seiner Braut die Hand reichte; sie lehnte ihr Haupt an seine Brust und er streifte mit den Lippen ihre Stirne. Sie sprachen nichts, aber ihre Hände waren verschlungen und ein stolzes, siegreiches Lächeln spielte um den feingeschnittenen Mund Salomons, als er niederblickte auf das Mädchen, das so vertrauensvoll an seine Brust sich schmiegte.

Zwei Paar Augen hatten diese stumme Liebesscene beobachtet, die Frau Oberförster und der Herr Kaplan. — Dem Herrn Kaplan war es nicht entgangen, daß ein Schmerzensausdruck das milde Antlitz der Frau Oberförster verdüsterte, und daß sie erbleichend das Haupt abwendete. Der Herr Kaplan lächelte, nickte befriedigt und entfernte sich mit einer stummen, der ganzen Gesellschaft geltenden Verbeugung. Seine Absicht war erreicht, er hatte nichts mehr hier zu thun.

Die wenigen Jahre, die verflossen sind, seitdem wir von den Kriegsfahrten unserer Freunde erzählt, haben in deren Aeußern wenig verändert. Die Zeit ist mit der Frau Geheimrath, seitdem sie vor der Kaserne der Residenz einem biedern Krieger Pfeifunterricht gegeben, gütig verfahren, und hat die Linien in diesem feinen, freundlichen Gesichte kaum um eine Schattirung tiefer gezogen. Theodor und Salomon haben wir früher nur in Grenadieruniform gesehen, die einfache, aber geschmackvolle Zivilkleidung hat sie zu ihrem Vortheile verändert; ihre Gesichtszüge sind etwas ernster und männlicher geworden, und Theodor trägt die Würde und das Glück des Familienvaters mit dem Bewußtsein, daß seine liebliche kleine Frau ihn herzlich lieb habe.

„Nun Kinder ist's genug“, rief der Herr Pfarrer fröhlich. „Marsch, herein in die Stube; die Gretel winkt mit dem Kochlöffel; die Suppe wird kalt. Zu Tische, zu Tische!“

Die Gretel stand unter der Küchenthüre und machte ihre Knixe, und ihr altes Gesicht strahlte vor Vergnügen. „Gott, Herr Theodor, was sind Sie stark geworden, und die Frau Gemahlin, und der Herr Salomon; und die Frau Geheimräthin werden ja alleweil jünger!“

„Grüß Dich Gott, alte Gretel!“ sagte Herr Theodor freundlich. „Meine Frau hat Dir ein Kleid mitgebracht, und eine Schürze und ein neues Band an Deine Haube. Da wird der alte Jonas Augen machen.“

„O Sie, Herr Theodor! Sie sind halt noch immer der alte Schalk!“ —

V. Die Germania.

Das Fest der Einweihung des Kriegerdenkmals war in vollem Gange. Die festlich geschmückte Menge umwogte den Hügel, auf dem das Denkmal stand, die Stadtmusik blies ihre schönsten Stücke, der Eulenförster ließ seine Katzenköpfe donnern, die Glocken läuteten, der Herr Bürgermeister, mit der Amtskette geschmückt, und umgeben von dem Stadtrathe, hatte sich eingefunden, das Pompierkorps in seinen glänzenden Helmen, der Kriegerverein mit wehender Fahne waren ausgerückt, die Schulen mit ihren Lehrern hatten sich aufgestellt, und eine Schaar von weißgekleideten Mädchen trugen Körbchen mit Blumen und Kränzen. Da traten die drei Geistlichen in ihrem kirchlichen Ornate an den Fuß des verhüllten Denkmals, und die Glocken verstummten, die Musik schwieg, die Artillerie hörte auf zu feuern, und der Herr Pfarrer, zwischen dem Oberrabbiner und dem katholischen Geistlichen stehend, sprach zu der lautlos aufhorchenden Menge.

„Das Kaiserreich ist der Friede!“

Der Mann hielt keine Predigt im Kanzelton, er sprach, wie man zu Freunden spricht. Er erzählte von dem frevelhaften Uebermuthe Frankreichs, der dem deutschen Volke das Schwert in die Hand gezwungen, er sprach von dem Siegesflug der deutschen Heere, die auf Gott, ihr gutes Recht und ihre Kraft vertrauend, den trotzigen Feind zu Boden warfen, und wie der fränkische Kaiser, bei Sedan verzweifelnd, nicht wie ein stolzer Römer in sein Schwert sich stürzte, sondern es vorzog, seine Schuld durch ruhmlose Gefangenschaft in einem goldenen Käfig zu sühnen, während die Deutschen dem Feinde in seinem eigenen Neste den Frieden diktirten. Dann schilderte er die herrlichen, großen Männer dieser großen, herrlichen Zeit, den greisen Heldenkaiser mit seinen Staatsmännern und Feldherren, und wie Deutschland aus diesem, ihm aufgezwungenen Kampfe hervorgegangen ist, gewaltig, mächtig und einig, das deutsche Kaiserreich, nach Außen geachtet und — gefürchtet! Aber gefürchtet nur von den Störenfrieden mit bösem Gewissen, die durch Furcht im Zaume gehalten werden müssen, „denn,“ rief der Redner mit erhobener Stimme, „denn wir Deutsche können mit mehr Recht sagen, was einst der fränkische Kaiser geprahlt hat: Das Kaiserreich ist der Friede!“

„Meine Freunde, das war der Gedanke, der den Künstler beseelte, der dieses Denkmal schuf, denn sehet, — der Redner winkte mit der Hand und die Hülle um

das Denkmal rauschte nieder — „sehet die Germania, in der hocherhobenen linken Hand die Friedenspalme und die Rechte am Schwertknaufe! „Das Kaiserreich ist der Friede", aber das Kaiserreich bedarf des Schwertes, um den Frieden zu behaupten und zu erzwingen!"

Ein nicht enden wollender Jubel begrüßte die Worte des verehrten Mannes, und die enthüllte Gemania, die aus weißem Marmor gemeißelt, weit in das Land hinaus ihre Friedenspalme schwang, aber mit bezeichnender Geberde das kurze an ihrer rechten Seite hängende Schwert in der Scheide lockerte.

„Meine Freunde!" rief der Pfarrer, als der Lärm sich gelegt hatte, „der fränkischen Katze sind die Krallen wieder gewachsen, sie sitzt auf der Lauer und ist zum Sprunge bereit, und wenn die Germania nur die Friedenspalme schwingt und das Schwert in der Scheide rosten läßt, so springt ihr die Katze an die Kehle. Das Schwert der Germania aber ist das deutsche Heer!

Blicket um Euch! Sehet Ihr Eure stattlichen Häuser, die lachenden Fluren ringsum, die Weinberge, die Obstbäume im Blüthenschmuck, eine reiche Ernte verheißend? Ohne das deutsche Heer wäre das Alles Rauch, Asche und Trümmer geworden, und soll es nicht Asche und Trümmer werden, so muß das Schwert in der Scheide gelockert bleiben, das deutsche Heer, der Wächter und Schützer des Friedens, muß schlagbereit sein!

Es ist ein patriotisches Opfer, das wir bringen, es ist ein großes Opfer, und doch, o wie klein, da es uns den Frieden sichert ohne Blutvergießen, ohne geschlachtete Menschen, verheerte Fluren und brennende Städte und Dörfer! Lasset es uns freudig bringen dieses Opfer, und der ist ein Verräther an seinem Vaterlande, der es entwaffnet wissen, der es schutzlos der Rache seines Feindes überliefern will; ich sage, er ist ein Verräther!"

„Komyt, gute Mutter, ich will Euch den Namen Eures Sohnes zeigen."

„Ein Schuft ist er!" schrie Herr Malhuber. „Gottfried schwenk' die Fahn'! Hurrah das deutsche Heer, die deutschen Soldaten! Ich bin auch einer!"

„Hurrah! Vivat hoch!" jubelte die erregte Menge.

„Buben, lassen wir wieder einen los!" rief der Eulenförster, der keine Gelegenheit versäumte, sein Pulver zu verpuffen. „Brennen wir ihnen einen auf den Pelz, den Vaterlandsverräthern! Feuer!"

„Und", fuhr der Redner fort, „ich rufe Euch nochmals zu, wie klein, wie nichtig klein ist das Opfer, das jetzt Euch auferlegt ist, gegenüber dem Opfer, das Ihr schon gebracht habt!? Heute trifft es nur den Geldbeutel, damals aber war es Blut und Leben, das auf dem Altar des Vaterlandes geopfert wurde. Dort schauet hin, die goldenen Buchstaben, die in den Marmor gegraben sind, können es Euch erzählen. Es sind die Namen Eurer Söhne, Eurer Brüder, die für das Vaterland gestritten und geblutet haben, und mancher Name ist darunter, dessen Träger für das Vaterland gestorben ist, und dessen Leib in Frankreichs Boden modert. Eure Todten mahnen Euch, ihr Vermächtniß, das sie mit ihrem Blute besiegelt, treu zu wahren und zu schützen, und das Blut Eurer Brüder und Söhne wird gegen Euch schreien, so Ihr schlechte Hüter seid!

Aber noch eine Mahnung rufen Euch die Todten zu. Sie haben zusammen gekämpft, sie sind zusammen gestorben, sie liegen in einem gemeinsamen Grabe, und stehen nun gemeinsam vor dem Thron Gottes, Katholiken, Protestanten und Juden! Ein rührendes und leuchtendes Vorbild, das die Todten Euch Lebenden geben, und das Euch mahnt, Hand in Hand, als Brüder, ohne Unterschied der Religion, als die Kinder eines Gottes, nach den höchsten Zielen, nach Vollendung zu ringen, im edeln Wettstreite, wer der Bravste unter den Braven ist!

Und mit Befriedigung sage ich es an dieser Stelle, die Mahnung Eurer Todten ist für Euch kein leerer Hauch gewesen, Ihr habt sie in Euer Herz aufgenommen, Ihr habt sie zur That werden lassen, und die Bewohner Thalheims haben sich den Ruhm religiöser Duldung, ächter Bruderliebe erworben!

Aber meine Freunde, noch drohen uns Gefahren, noch haben wir die Probe nicht bestanden! Darum bleibet fest und treu, und so wie ich jetzt die Hände Eurer Seelensorger fasse, ich der protestantische Geistliche, die Hand des Katholiken und des Juden, und so wie wir drei Männer als Freunde und Brüder zu Euch zu stehen geloben, so rufen wir Euch mit unserm großen Dichter zu: Seid einig, einig, einig!"

Und am Fuße des Denkmals umarmten sich die drei Männer.

Die Menge verharrte nach dem Schlusse der Rede einige Augenblicke lautlos; dann aber brach ein Sturm der Begeisterung los: „Ja, ja, wir wollen treu sein und einig! Hoch unser Herr Pfarrer! Hoch unser Hochwürden! Hoch unser Herr Oberrabbiner!

„Donnerwetter!" schrie Herr Malhuber, „der kann's noch besser als unser Herr Hauptmann! Gottfried schwenk' die Fahn! Hurrah!"

„Hätte es senber nicht besser machen können," gestand Herr Baldrian seinem Nachbar, „ein wahres Nabsan für ein ednes patriotisches Herz! Wie, was?"

Man umarmte sich, man schüttelte sich die Hände, man umdrängte die drei geistlichen Herren, und überschüttete sie mit Aeußerungen der Hochachtung und Liebe.

Unsere näheren Freunde hatten sich das Schauspiel von der Veranda aus mit angesehen. Der Oberförster war nach beendigter Rede mit jugendlicher Lebhaftigkeit den Hügel hinaufgeeilt, und hatte seinen drei Freunden die Hände geschüttelt:

„Bruder, Pfarrer, das hast Du gut gemacht!"

Die Frau Geheimerath hatte sich von der Rede so hinreißen lassen, daß sie mit dem Sonnenschirme eine Fechterbewegung machte, als wolle sie einige der Vaterlandsverräther aufspießen.

Die Frau Oberförster hörte zu und ihre Augen glänzten und ihre Wangen rötheten sich.

„Bist Du nun beruhigt, liebe Marie?“ fragte die Frau Pfarrer, und deutete lächelnd auf Salomon und Luise, die Hand in Hand in Betrachtung des Schauspiels vor ihnen versunken waren.

„Ich bin es, Leonore. Was hast Du für einen herrlichen Mann!“

„Ei, sie sind herrlich alle vier, nur jeder in seiner Art!“

Theodor hatte sich mit seiner Frau unter die Zuschauer gemischt, und stand nun mit ihr Arm in Arm am Fuße des Denkmals.

Der alte Jude Moses drängte sich durch die Menge, eine alte blinde Frau an der Hand geleitend. „Herr Pfarrer, darf ich küssen Ihre Hand!“

„Nein, alter Moses, das darfst Du nicht,“ erwiederte der Pfarrer freundlich, „aber wir wollen die Hand uns geben als gute Freunde!“

Der Jude ergriff die dargebotene Hand und beugte sein ehrwürdiges Haupt darauf nieder.

„Haben Sie mir geredet bis ins innerste Herz hinein, Herr Pfarrer, und haben hineingesenkt Trost und Ruhe. Und nun zeigen Sie mir den Platz wo ist eingeschrieben der Name von meinem Sohne.“

„Hier, guter Moses, hier ist er eingegraben in den Marmor mit goldenen Lettern! Abraham Seligmann. Er war ein braver Mann!“

„Er war ein braver Mann, ein guter Sohn!“ stammelte der alte Jude mit bebenden Lippen. Mein einziger. Hab' ich ihn geopfert, wie Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte.“

„Aber nicht für einen leeren Wahn, alter Mann, Du hast ihn für das Vaterland geopfert!“

„Gott hat es gewollt,“ seufzte der Alte in frommer Ergebung.

„Wer ist die alte Frau an deiner Seite?“

„Die alte Huberin aus der untern Mühle. Sie hat sich blind geweint um ihren Joseph, den sie todtgeschossen haben im Franzosenland.“

Die alte Frau hielt einen Rosenkranz in den zitternden Händen und starrte mit erloschenen Augen in das Leere. „Wo — wo ist der Name von meinem Joseph?“

Theodor und seine Frau hatten gerührt diese kleine Scene beobachtet.

„Weißt Du, Mathilde, wer diese Frau ist? Die alte Frau ist die Mutter des Joseph Huber, der in der Nähe von Sally-Ferme, bei einer Mühle erschossen worden ist. Ich habe Dir die Geschichte erzählt. Sie hat den Rosenkranz in der Hand, der ihren Sohn vor Gefahren schützen sollte, und den ich ihr mit seinem letzten Gruße überbrachte.“

„Die arme unglückliche Mutter“, sagte die junge Frau in tiefer Bewegung, und beugte sich zu der Alten nieder: „Kommt gute Mutter, ich will Euch den Namen Eures Sohnes zeigen;“ und sie sanft unterstützend, führte sie die alte Frau auf die Stufen des Denkmales und leitete ihre Hand an die Stelle wo der Name Joseph Huber stand.

„Könnt' Ihr es fühlen, gute Mutter? Das ist der Name Eures Sohnes, und auch für ihn ist dieses marmorne Denkmal gesetzt!“

„Ja, ja“, stammelte die alte Frau, und aus ihren glanzlosen Augen rollten zwei schwere Thränen über ihre eingefallenen Wangen, „ich spüre ihn. Es ist auch ein Kreuz dabei. Doch, wer sind Sie, gute Frau, daß Sie so freundlich gegen mich sind? Sind Sie vielleicht die lutherische Frau Pfarrer?“

„Das will ich Euch sagen, Frau Huberin, wer diese Frau ist“, sagte der alte Jude und erhob wie segnend seine Hände. „Diese Frau ist die Gattin des Mannes, der Eurem Sohn hat zugedrückt seine Augen und Euch hat gebracht den Rosenkranz und seinen letzten Gruß, des Mannes, in dessen Armen ist gestorben mein Abraham, mein einziger! Gottes Segen über ihre Häupter!“

Die alte Huberin haschte nach der Hand der jungen Frau und küßte sie, dann sank sie auf die Knie, und die Perlen ihres Rosenkranzes liefen durch ihre Hand, und ihre Lippen bewegten sich im stillen Gebet. —

Entfernt von dem Festplatze unten an dem Ufer des Flusses wandelte der junge Kaplan, und las eifrig in seinem Brevier. Er hatte die vorgeschriebene Portion aus diesem römischen Schlaftrunke zu sich genommen, und steckte mit einem Seufzer der Erleichterung das Buch in die Tasche.

Aus diesen sonst so freundlichen Augen schoß ein Blitz.

Vor einem Kleeacker blieb er stehen, und pflückte sich ein dreiblätteriges Kleeblatt, das er sinnend betrachtete. Jetzt drang von dem Festplatz der Jubel der begeisterten Menge an sein Ohr, und aus diesen sonst so freundlich blickenden Augen schoß ein Blitz, und um seinen Mund spielte ein höhnisches Lächeln. Langsam zerpflückte er das dreiblätterige Kleeblatt und trat es unter seine Füße.

VI. Im Löwengarten.

Aber nicht in dem „Löwengarten“ des Königs „Karl“, wo Fräulein „Kunigunde“ sich „spottender Weise“ an den Ritter „Delorges“ gewendet, und der Ritter ihr dann den Handschuh in's Gesicht geworfen hat:

„Den Dank, Dame, begehre ich nicht,
Und verließ sie zur selben Stunde.“

Der Löwengarten, in welchen wir jetzt den geneigten Leser führen, ist nicht so gefährlich, es ist der Garten zum Löwen, in welchem sich bei günstigem Wetter die Bürger und Honoratioren des Städtchens zu versammeln pflegen, um beim Bier und Kegelspiel sich zu vergnügen, zu politisiren und zu kannegießern.

Der Festjubel war längst verrauscht, Alles war in das alte Geleise zurückgekehrt, und auch der Löwengarten wieder in seine alten Rechte eingetreten.

An dem runden Tisch in der großen Laube saß unser geistliches dreiblätteriges Kleeblatt sammt seinem weltlichen Stiele.

Der Oberförster spielte mit dem Oberrabbiner eine Partie Schach, was jedoch die beiden Herren nicht hinderte, zwischen den Kunstpausen sich in das Gespräch zu mischen, welchem die beiden andern geistlichen Herren emsig oblagen, indem diese aus ihren braun gerauchten Meerschaumköpfen ihre Unterhaltung mit gewaltigen Rauchwolken illustrirten.

An einem großen Tische, der im Schatten einer wilden Kastanie stand, saß eine größere Gesellschaft Bürger, unter denen wir den Herrn Steuereinnehmer Malhuber, den Schneidermeister Baldrian und den Herrn Bürgermeister bemerken; auch der alte Moses hatte sein Glas Bier vor sich stehen. Der Eulenförster saß unten am Tisch und rauchte aus einer kurzen Pfeife, ein großer Jagdhund lag zu seinen Füßen.

Eine Anzahl Bürger belustigte sich auf der Kegelbahn mit einer Partie „Kammscheeren“, an welchem auch die Gäste an dem langen Tisch Theil nahmen. Margarethe

Zimmermann, die Frau Löwenwirthin, und ihr Sohn Gottfried waren eifrig beschäftigt, ihre Gäste zu bedienen.

„Herr Baldrian!" rief der katholische Lehrer, Herr Häntel, welcher auf der Kegelbahn die Tafel führte.

Es stand nur noch der rechte Gassenkegel.

Herr Baldrian sprang auf die Bahn und überschaute mit einem Feldherrnblick die Situation. Es stand nur noch der rechte Gassenkegel und hart neben ihm lag eine Walze.

„Herr Baldrian!" rief der Barbier Kuß, „an dem wird Euere Kunst zu Schanden!"

„Fatane Nage," erwiderte der Schneider. „Aber ich heiße Baldrian. Den habe ich in Leipzig oft gemacht! Wie, was?"

„Ha, ha, ha!" lachte Herr Kuß, „in Leipzig, wo Ihr Studiosus Schneiderosus waret! Es gilt eine Flasche Bier, Ihr fehlet ihn!"

Herr Baldrian maß seinen Gegner mit einem verächtlichen Blicke, dann machte er das Zeichen des Barbiermesser-Abziehens und sagte: Studiosus banbus, es gint Herr — Herr Physikus!"

Herr Baldrian und Herr Kuß waren ergrimmte Nebenbuhler in dem Wettrennen nach Gunst und Einfluß bei ihren Thalheimer Mitbürgern. Wenn Herr Baldrian stolz war auf seine Studien in Leipzig, so war Herr Kuß noch stolzer auf seine studentische Laufbahn in Heidelberg, wo er nicht nur im „Salon pour couper les cheveux" des Friseur und Chirurgen Müller einen praktischen Lehrkurs durchgemacht hatte im Rasiren und Frisiren, und in der Anfertigung jener architektonischen Kunstwerke, welche mit Locken, Zöpfen, Chignons, Roßhaar, Draht und Wolle und anderen Baumaterialien auf den Köpfen der Damen errichtet, und mit einem Ding als Thurmspitze gekrönt werden, das unter dem Mikroscope als Hut erkannt worden ist, — nein, er hatte außer diesem praktischen Lehrkurs auch wirkliche Collegien über Chirurgie gehört, und sich in der Kunst des Schröpfens, Aderlassens und Zahnausziehens theoretisch und praktisch ausgebildet, und im Pflasterstreichen sich sogar ausgezeichnet.

Bei der Rückkehr in seine Vaterstadt betrachtete er es als selbstverständlich, daß er eine bedeutende Rolle spielen werde, und da er mit begreiflicher Entrüstung die Bemerkung machen mußte, daß Herr Baldrian, nach Besiegung seines schneiderischen Gegners, sich eine solche Rolle bereits angemaßt hatte, so beschloß er, den Schneider aus dem Sattel zu heben, und alsbald begann der Kampf zwischen diesen Beiden um den ersten Einfluß bei den Honoratioren-Familien.

Bei den Männern war die Frage bald entschieden. Die verhältnißmäßig wenigen männlichen Perrücken und Zöpfe konnten gegen die Fräcke und Hosen Baldrians — und in den Fräcken war er wirklich groß — nicht lange das Feld behaupten, und der unbestrittene Einfluß des Schneiders bei den Männern war gesichert. Dagegen mußten seine culs de Paris und seine Korsetten ohne Acht, den wuchtigen Angriffen der Zöpfe, Chignons, und namentlich der Locken-Chignons, nach und nach weichen, der Einfluß des Herrn Kuß bei den Damen überwog, und Herr Baldrian mußte den Schmerz erleben, daß mehrere Damen es sogar unternahmen, ganz selbständig und ohne Rath und Hülfe des erfahrenen Meisters ihre Natur verbessern zu wollen.

Herr Kuß war durch seinen Sieg in seiner Selbstachtung ungemein gestiegen, und er fand es durchaus nicht auffallend, wenn ihm seine Freunde den Titel Doktor beilegten, und selbst der Titel Physikus, den er hie und da spottweise zu hören bekam, hatte durchaus nichts Ueberraschendes für ihn.

„Es gint Herr Physikus", hatte Herr Baldrian gesagt und dann mit burschikoser Unbefangenheit seine Kugel geworfen, die auch richtig an der Walze absprang und den Kegel fehlte. Die Umstehenden lachten und Herr Kuß legte sein Gesicht in triumphirende Falten.

„Die verfluchte Wanze!" rief Herr Baldrian ärgerlich „Frau Zimmermann, eine Fnasche Bier für den Herrn Physikus. Wenn die Wanze nicht gewesen wäre, die Kugen hätte den Kegen nicht fehnen können! Wie, was?"

„Habe Acht auf Deine Königin", warnte der Oberrabbiner in der Gartenlaube.

„Ist durch den Springer gedeckt", erwiederte der Oberförster, und zog den Springer. „Und", setzte er halb zornig und halb lachend hinzu, „wird durch mich gedeckt, so fern ich als galanter Ehemann meine Frau meine Königin nennen darf. Was fällt denn Deinem Kaplan ein", wendete er sich an den geistlichen Herrn, „hat mein Haus seit dem Feste schon viermal mit seinem Besuche beehrt, und zwar dreimal in meiner Abwesenheit?"

„Nun, nun", lächelte sein geistlicher Freund, „was ist da zu zürnen? Mein Kaplan hat Dir seinen Besuch gemacht, wie er als anständiger Mann mußte. Und wenn er seinen Besuch wiederholt hat — ei Ihr seid ja gute Katholiken, und er ist Hirte und Seelenarzt und ...."

„Donnerwetter", brauste der Oberförster auf und schlug auf den Tisch, daß die Schachfiguren tanzten, „ich bin ...."

„Höre einmal, Bruder Oberförster", unterbrach ihn der Pfarrer Maithal, „wenn Du denn als Förster und Nimrod das lästerliche Fluchen nicht lassen kannst, so fluche wenigstens leise, und schreie nicht, daß der ganze Garten in Aufregung versetzt wird."

„Ich hab's von meinem geistlichen Oberlehens-Herrn, dem Papste", erwiederte der Oberförster lachend. „Aber was ich sagen wollte, wenn der Herr Kaplan ein Hirte ist, ich bin kein Schaf, und wenn er ein Seelenarzt ist, meine Seele und die Seelen meiner Weibsleute sind gesund soweit, und wenn einmal eine verschnupft wird, so seid Ihr drei meine Seelenärzte. Der junge, glatte Seelen-Doktor aber soll mich und mein Haus ungeschoren lassen!"

Die drei jungen Freunde, Theodor, Salomon und Max traten in den Garten.

„Dieser Platz weckt in mir auch Erinnerungen aus unserer Jugendzeit", sagte Theodor. „Seht Ihr das Rebgeländer dort an der Mauer? Ich glaube wahrhaftig es ist noch das alte. Es diente uns Buben als Leiter, wenn wir des Löwenwirths Pflaumenbaum einen unerlaubten Besuch machten. Erinnert Ihr Euch?"

Salomon lachte: „Freilich erinnere ich mich; aber ich erinnere mich auch noch an das Ende unserer Raubzüge und an den bedauerlichen Zustand Deiner Hosen, von denen bei unserer Flucht über die Gartenmauer ein schon namhafter Theil zwischen den Zähnen Sultan's, des Löwenwirth's treuem Wächter, zurückblieb."

„Das kommt daher", fiel Theodor fröhlich ein, „weil ich als tapferer Mann den Rückzug decken wollte. Ach es waren meine Sonntagshosen, das heißt meine — aus meines Vaters zur Ruhe gesetzten Wochenbeinkleidern durch die kunstfertige Hand meiner guten Mutter fabrizirten Sonntagshosen. Diese armen Hosen waren das einzige Bißchen an mir, und dem Grimme Sultan's konnten sie nicht widerstehen."

Die drei Freunde setzten sich an einen kleinen Tisch, in der Nähe der großen Laube.

„Guten Abend Vater", rief Max nach der Laube zu winkend; „wir wollen Eure Schachpartie nicht stören. Gottfried, guter Junge, bringe uns zu trinken und etwas zwischen die Zähne!"

Gottfried war von seinen alten Kriegskameraden herzlich begrüßt worden:

„Eben frisch angestochen! Und einen Schinken..... Ja, so", stotterte Gottfried mit einem Blicke auf Salomon.

Der Professor lachte: „Bringe ihn nur mein Junge, in Punkto Schinken bin ich ein arger Sünder. Denkst Du noch daran wie er uns geschmeckt hat, in Tanay, wo Herr Malhuber den Gockler geköpft hat?"

„Mein Lebtag denke ich daran", sagte Gottfried und wischte sich den Mund. „So hat mir's in meinem Leben nicht mehr geschmeckt! Und der Cognac! Ah! Herr Malhuber, gleich, gleich! Das ist schon sein siebentes Glas! Sie sollen gleich bedient werden meine Herren!"

„Es ist nicht möglich", sagte der geistliche Herr Werner, auf eine Mittheilung, die sein Freund Maithal ihm gemacht, „es ist nicht möglich, es ist Verläumdung, um unsere Priester in den Augen der Welt herabzusetzen."

„Doch, doch", bestätigte der Herr Oberrabbiner von seinem Schachspiele aufblickend, „Freund Maithal hat Dich recht berichtet; und" setzte er mit einem leisen Anfluge von Spott hinzu, „das wirklich Merkwürdige an der Sache ist, daß die jungen Herren Kapläne, wenigstens für das Jenseits, vom Cölibate nichts wissen wollen, und den Bußgürtelmädchen sind für das Jenseits nicht nur himmlische Logen I. Ranges versprochen, sondern auch feierlichst zugesagt, daß jede sich einen Geistlichen zum Gemahl auswählen könne, und unser Herrgott selber würde die Hochzeit ausrichten. Die armen Dinger!"

„Ha, ha, ha!" lachte der Oberförster, „das ist ausgezeichnet. Donner .... Pardon! Freund Werner, da hast Du ja auch noch Aussicht, unter die Haube zu kommen, bist Du doch schon diesseits kein Freund vom Cölibat gewesen."

Der geistliche Herr mußte unwillkürlich lachen über die kühne Phantasie des Oberförsters. „Nein, lieber Freund, um diesen Preis möchte ich allerdings jenseits nicht unter die Haube kommen, obgleich" setzte er mit einem leisen Seufzer hinzu, „ich es tief beklage, daß es uns Geistlichen diesseits nicht gestattet ist. Ich will nicht davon sprechen, daß uns das Glück und die Freude des Familienlebens versagt bleibt, es ist das eine Prüfung, der ich mich in christlichem Gehorsam gebeugt habe; aber wie können wir in der Gemeinde und in der Familie wirken, wenn wir selbst keinen Begriff vom Familienleben haben; denn nicht Viele sind so glücklich wie ich, in Freundeskreisen eine Familie zu finden. Und welches kränkende Mißtrauen wird oft den unvermählten Geistlichen entgegengetragen, und — — und . . .!"

„Und", fiel Pfarrer Maithal eifrig ein, „und wie oft ist dieses Mißtrauen nicht unverdient; denn ich sage Dir, Werner, wenn viele Eurer Geistlichen sich nicht als Bürger unseres Vaterlandes fühlen, wenn sie sich auflehnen wider Gesetz und Recht, wenn sie auf Irrwege gerathen, wenn sie Haß predigen statt Liebe, wenn sie aufreizen statt zu versöhnen, und wenn manche von ihnen bis in den Schmutz herabsinken, so trägt das Cölibat keine kleine Schuld daran, dieses Cölibat, das Eure Päpste eingeführt haben gegen die Gebote Gottes, gegen die Gesetze der Natur und gegen die Lehren des Christenthums! Der Familienvater ist der beste Bürger, das haben schon die alten Römer gewußt, die Ehelosigkeit aber führt zur Selbstsucht, zur Lieblosigkeit, und in ihrer verbissenen Altjungfern-Laune machen die geistlichen Junggesellen dumme Streiche! Na Werner", setzte der Herr Pfarrer begütigend hinzu und reichte seinem Freunde die Hand, „mache kein so ernstes Gesicht, Dich berührt das ja nicht. Bist Du doch der Bravsten einer!"

Der Eulenförster war aufgestanden, „Faßan, kusch, leg' dich!" und war an den Tisch getreten, wo die drei jungen Freunde saßen. „Herr Förster", sagte er, „ich hätte etwas."

„Na, was hast Du denn, alter Jonas? Lege los!" erwiderte Herr Max freundlich.

Der Alte warf einen Blick rückwärts, „aber die dort drüben dürfen nichts davon merken."

„Ei, so hole Dein Bierglas und setze Dich zu uns! Nun, was hast Du für wichtige Geheimnisse?"

„Exküse, meine Herren", sagte der Eulenförster und setzte sich auf den äußersten Rand des Stuhles; dann strich er seinen grauen Schnurrbart und sagte mit gedämpfter Stimme: „Herr Förster, der Kuß dort drüben ist ein marschanter Kerl!"

„Was? Ein marschanter Kerl?"

„Ja, ein marschanter Kerl, ein Schuft!"

„Ah!"

„Und der Hänel, der katholische Lehrer, ist auch ein marschanter Kerl!"

„Ei warum, alter Jonas?"

„Sehen Sie, meine Herren, unser Herr Oberförster ist ein wenig vivant; wenn er leise spricht, so hört man's auf 20 Schritte, und wenn er zur Herzenserleichterung ein kleines Donnerwetter spintisirt, da hört man's noch weiter. Und der Herr Vater von Herr Theodor, der Herr Pfarrer" — dabei lupfte der Alte seine Mütze — „der Herr Pfarrer sind auch etwas vivant, naturalibus ohne das Donnerwetter, natürlich. Nun haben die zwei marschanten Kerls dort immer ihre Ohren in der Laube, sie schnappen jedes Wort auf, und der Kuß hat schon drei Knöpfe in sein Nastuch gemacht, zwei für zwei Donnerwetter des Herrn Oberförster, und einen für ein Kreuzelement. Und wie der Herr Pfarrer vorhin die schöne Red' gehalten hat über das Zölibat, oder wie sie's heißen, wenn die geistlichen Herren eine junge Hauserin haben, da hat der Hänel etwas in sein Taschenbuch geschrieben.

Die Herren lachten: „Nun, was kümmert denn das uns?!"

„Sie hinterbringen Alles dem Herrn Kaplan. O, das ist einer! Der Kuß steckt jeden Morgen mit ihm zusammen."

„Diese armen Hosen waren das einzige Blöde an mir und dem Grimme Sultan's konnten sie nicht widerstehen"

„Ei," sagte Herr Theodor, „er wird ihn rasiren."

„Rasiren!" lachte der Alte leise, „der hat nicht mehr Haare unter der Nase als ein zwölfjährig Mädel; nein, nicht rasiren, aber construiren thut er ihm Alles, was in der Gemeinde vorgeht."

„Bah!," sagte der Förster Max wegwerfend, „laß' uns in Ruhe mit Deinen Altweiber-Geschichten. Der Kaplan ist noch ein unreifer Junge, und denkt nicht an eine Intrigue. Geh' Alter, trinke Dein Bier, und kümmere Dich nicht um ungelegte Eier! Uebrigens guten Abend Jonas, unsere alten Herren dort brechen auf; schließen wir uns ihnen an."

Jonas blickte den jungen Männern, die nach freundlicher Begrüßung der Gesellschaft an dem langen Tische sich entfernten, mit bedenklicher Miene nach, dann rückte er trotzig die Mütze auf's Ohr und brummte in den Bart. „Ungelegte Eier, sagt der Herr Förster? Die siedig Infambilität soll mir in die Beine fahren, wenn die Eier nicht schon gelegt sind! Und Gocklereier sind's, da wird eine saubere Brut herausschlupfen. Aber dem Burschen will ich in's Nest schauen, und ein paar Gocklerfedern wird's ihn kosten. Unser guter Herr Oberförster! Faßan, komm!"

Der Alte verlies den Garten, nachdem er den Beiden „marschanten" Kerls an dem langen Tische noch einen grimmigen Blick zugeworfen hatte.

VII. Die gemischte Schule.

„Was hat nur der Herr Eulenförster, Hochwohlgeboren?" sagte Herr Kuß, und verfolgte den Alten mit giftigem Blicke, „das ist auch so einer!"

„Was für einer, Herr Kuß?" rief Herr Malhuber und setzte sein Bierglas etwas unsanft auf den Tisch. „Gegen den Jonas lasse ich nichts sagen, der ist ein alter Soldat und ein braver Mann! Verstanden?!"

„Ein Heide ist er!" rief Herr Hänel und schlug auf den Tisch, „der in keine Kirche geht!"

„Gelogen, Herr Hänel! Wenn der alte Herr predigt, fehlt der Jonas nie!"

„Aber zur Beichte geht er nicht!"

„Recht hat er!" schrie Herr Mahlhuber. „Was gehen den Kaplan die Sünden von Männern an? Bombensplitter-Element, ehe ich mich in den Altweiber-Kasten setze und dem jungen Menschen beichte, ich hätte am Sonntag einen Schoppen zu viel getrunken, denn andere Sünden hab' ich nicht, so viel ich weiß, und der Gelbschnabel soll so gut sein und dafür sorgen, daß der liebe Gott mir diese Sünde nicht ankreide, eher soll . . . . .!

Wenn ich etwas Ernsthaftes auf dem Herzen habe, so gehe ich zu dem alten Herrn ins Pfarrhaus, und der redet mit mir freundschaftlich, und gibt mir guten Rath und Trost, und da hat man auch etwas davon; auch wenn er einem eine Sünde nicht vergibt, das, sagt er selber, könne er nicht, er sei selber ein sündiger Mensch! Der brave Herr! Ich möchte wissen, was der für Sünden haben kann! Mit Eurem Kaplan aber habe ich noch ein Hühnchen zu rupfen; was, ein Hühnchen? Einen ganzen welschen Hahn! Bombensplitter-Element! Der rothbackige Schleicher ist ein Verderben für die ganze Gemeinde, sage ich Euch! Verrückt den Mädels die Köpfe, schmeichelt den alten Weibern, und macht sich jetzt auch an die Männer! Hat sich in meinen Kriegerverein hineingeschmuggelt, und macht mir aus meinen braven, lustigen Burschen psalmsingende Esel! Donnerwetter!"

Das war die längste Rede, die der würdige Sergeant jemals gehalten; erschöpft sank er in seinen Stuhl zurück und begrub sein erhitztes Gesicht in seinen Bierkrug.

Der Herr Kaplan hatte unter der Tischgesellschaft offenbar schon viele Anhänger gewonnen, denn auf die Rede des Herrn Malhuber sprangen etwelche von ihren Sitzen auf, und es hätte sich wahrscheinlich ein heftiges Wortgefecht entsponnen, wenn nicht ein anderes Ereigniß die Kampflust abgelenkt hätte.

Die Wirthin, Frau Zimmermann, kam in den Garten gestürzt, mit geröthetem Gesichte und fliegenden Haubenbändern, ihr zwölfjähriges Töchterlein hinter sich her schleppend, das bitterlich weinte.

„Herr Bürgermeister!" rief Frau Zimmermann, als sie wieder zu Athem gekommen war, „ist es wahr? Wir sollen alle lutterisch gemacht werden? Ich habe nichts gegen die Lutterischen, sie sind brave Leute, und wir leben in Frieden und Eintracht zusammen, aber meine Religion lasse ich mir nicht nehmen, ich gehöre zur Alleinseligmachenden, und wenn mein Sohn, der Gottfried, auch schon in des Teufels Krallen ist, — ja, ja, Herr Malhuber, schauen Sie mich nur an, — in des Teufels Krallen ist, mein Mädel, das Lenchen, soll nicht auch in die Hölle fahren! Ach du lieber Gott!"

Der Gottfried war gerade im Begriffe, dem Herrn Bürgermeister eine Portion Schwartenmagen vorzusetzen; als er aber die überraschende Neuigkeit vernahm, daß er sich in des Teufels Krallen befinde, starrte er seine Mutter mit offenem Munde an und ließ den Schwartenmagen fallen, der alsbald bei Herrn Baldrians „Leda" eine freundliche Aufnahme fand.

„Pfui, Neda!" rief Herr Baldrian lachend, und gab seinem Hunde einen freundschaftlichen Fußtritt.

Inzwischen war Lenchen, bei der Nachricht, daß es sich bei ihr um eine Höllenfahrt handle, in ein lautes Geheul ausgebrochen, in welchem sie kräftig unterstützt wurde, durch ihre zärtliche Mutter, welche ihr unglückliches Kind mit seinen flachsblonden Zöpfen laut schluchzend an ihren Busen drückte. Der Herr Bürgermeister hatte sich, erstaunt über den tragikomischen Auftritt, erhoben.

„Aber Frau Zimmermann, was soll das heißen? Erklären Sie mir doch! Wer hat Ihnen solchen Unsinn aufgebunden?"

„Unsinn?" schrie Frau Zimmermann. „Die Religion will man uns nehmen! Katholiken, Lutterische und Juden sollen in einer Schule sitzen, mein Lenchen neben Salomon's rothem Isaak auf einer Bank, daß Gott erbarm, und aus dem Katholischen und dem Lutterischen und dem Jüdischen wollen sie eine einzige Religion machen, wie ich meine Schinkennudeln-Pasteten mache. Erst eine Lage katholische Nudeln, dann eine Lage lutterischen Schinken und dann eine Lage jüdischen Knoblauch, und das Ganze am Höllenfeuer gedämpft und geschmort, der Satan selber führt den Kochlöffel, und dann heißt man diese Teufels-Pastete eine gemischte Schule! Ach du lieber Gott."

Nachdem Frau Zimmermann ihrer Entrüstung über diese neue Religion nach einem Recepte ihres Kochbuches also kräftigen Ausdruck verliehen hatte, schloß sie wiederholt ihr Lenchen in die Arme, als müsse sie das arme Kind vor dem furchtbaren Schicksale bewahren, in besagter Religions-Pastete eine katholische Nudel abgeben zu müssen.

Der Herr Bürgermeister hatte Mühe seine amtliche Würde zu bewahren, und mit schlecht unterdrücktem Lächeln suchte er die aufgeregte Frau zu beruhigen.

„Aber liebe Frau Zimmermann, was phantasiren Sie da von Pasteten? Wer hat denn das arme Lenchen so geängstigt?"

„Lenchen, da rede selber!" rief Frau Margarethe. Da das Kind aber immer noch schluchzte und die Hände in die Augen bohrte, so suchte die Mutter sie dadurch zu beruhigen, daß sie sie heftig schüttelte. Willst Du gleich

still sein? Mache Deinen Knix und erzähle dem Herrn Bürgermeister, was Du weißt."

Da dieses Beruhigungsmittel aber nicht die gewünschte Wirkung hatte, so fügte die Mama noch zwei Ohrfeigen hinzu, die so besänftigend wirkten, daß das arme Kind seinen Knix machen und von Schluchzen unterbrochen erzählen konnte.

„Der Herr Kaplan . . . ."

„Aha!" sagte der Herr Malhuber und strich seinen Schnurrbart.

„Der Herr Kaplan ha — hat in der Chri — Christenlehre gesagt, wir würden jetzt alle in eine Schule eingesperrt mit den — den Lutterischen und den Ju — Juden, und es gäbe keine Religion mehr, und — und wir kämen Alle nicht in den Him — Himmel!"

„Ach, du barmherziger Gott!" rief Frau Margarethe, und schlug die Hände zusammen. „Hören Sie's, Herr Bürgermeister! Wir sollen eine gemischte Schule haben und werden Alle verdammt sein!"

„Gute Frau", stotterte der Herr Bürgermeister in einiger Verlegenheit, „es war etwas unüberlegt und voreilig vom Herrn Kaplan, so etwas zu sagen, denn die Sache ist noch nicht publik. Allerdings, die gemischte Schule soll bei uns eingeführt werden, das heißt . . . . !"

„Eingeführt werden?", schrie Frau Zimmermann, „das leiden wir nicht! Ich laufe durch die Straßen und rufe Feuerjo! Ich laufe in den Frauenverein, der Herr Kaplan ist dort, die Weiber sollen es alle wissen! Wir lassen uns unsere Religion nicht nehmen! Komm', Lenchen!"

„Gottfried, laufe Deiner Mutter nach, daß sie in der Aufregung keine Unbesonnenheit begeht! Mitbürger", fuhr der Herr Bürgermeister fort, „die Voreiligkeit des Herrn Kaplans hat Euch nunmehr bereits von einer Sache in Kenntniß gesetzt, die erst in der nächsten Bürgerausschußsitzung veröffentlicht werden sollte. Wir werden allerdings in einigen Wochen veranlaßt sein, uns zu entscheiden, ob wir künftig drei Volksschulen beibehalten wollen, eine katholische, eine evangelische und eine jüdische, oder ob wir die drei Schulen in eine einzige, in eine gemischte, vereinigen wollen!"

Diese Gelegenheit, eine Rede zu halten, konnte Herr Baldrian unmöglich vorübergehen lassen, er sprang auf einen Stuhl, schwenkte die Hand und begann: „Meine Herren! Erlauben Sie mir, meinen Gefühlen aus vollem Herzen . . .!

Der Tumult, den die Mittheilung des Herrn Bürgermeisters erregt hatte, war aber so groß, daß es unmöglich war, mit den Gefühlen des Herrn Baldrian nähere Bekanntschaft zu machen.

Alles schrie durcheinander. „Keine gemischte Schule!" rief Herr Hänel. „Hurrah!" schrie Herr Malhuber, die Zuhörer in Zweifel lassend, ob sein Hurrah für oder gegen die gemischte Schule sei. „Einigkeit macht stark!" behauptete der Bäckermeister Rundum, der die Wahrheit dieses Sprichwortes aus Erfahrung kannte, denn erst kürzlich hatten die vereinigten Bäcker beschlossen, mit dem Gewichte des Brodes ab-, dagegen aber mit dem Preise aufzuschlagen.

„Es lebe die Religion", schrie Herr Kuß.

„Es neben die gemischten Schunen", rief Herr Baldrian dagegen.

Der Herr Bürgermeister erhob beschwichtigend seine Hände: „Ruhe, meine Herren! Herr Baldrian, setzen Sie sich! Seit Jahrzehnten leben wir Bürger aller Confessionen in Frieden und Eintracht neben einander; erst vor wenigen Wochen haben wir ein Verbrüderungsfest gefeiert, und die würdigen Geistlichen unserer drei Confessionen sind uns in religiöser Duldung und Nächstenliebe ein leuchtendes Vorbild. Unter solchen Umständen kann uns die Entscheidung über die gemischten Schulen nicht schwer werden. Wir Bürger, Katholiken, Protestanten und Juden, leben wie Brüder zusammen, sollen unsere Kinder nicht auf den gleichen Bänken sitzen dürfen!?"

„Ja, das sonnen sie, Niebe und Dundung, das ist meine Renigion!" rief Herr Baldrian begeistert.

„Einigkeit macht stark!" behauptete der Bäckermeister abermals und schob ein ansehnliches Stück Schweizerkäse in seinen Mund.

„Aber die Religion, wie ist's mit dem Religionsunterricht?" warf Herr Kuß ein.

„Da bleibt's natürlich beim Alten", belehrte der Herr Bürgermeister. „Der Religionsunterricht ist obligatorisch und wird von dem betreffenden Herrn Geistlichen gegeben, nach wie vor. Die Religion ist ein Lehrgegenstand bei der Schule, wie jeder andere Gegenstand auch, deutsche Sprache, Naturgeschichte u. s. w., und der Geistliche ist ein Lehrer an der Schule, wie der Herr Hänel, der Herr Reinhard oder der Herr Breitlinger einer ist!"

„Das heißt, so lange er Ordre parirt!" fuhr Herr Malhuber auf. „Subordinaton muß sein, nicht nur bei uns Soldaten. Der Geistliche ist ein Bürger des Staates wie wir, und er hat dem Gesetze zu folgen wie wir! Aber Respect vor unseren Herren Geistlichen, die sind gute Bürger und brave Unterthanen!"

„Ausgenommen der Herr Kapnan!" rief Herr Baldrian eifrig. „Er trägt zwar einen Frack von mir, ein Bekleidungsstück erster Quanität, aber ich stehe auf einem höheren Standpunkte. Der Herr Kapnan ist kein guter Unterthan, er rebennirt gegen das Gesetz und weigert sich, das gesetznich vorgeschriebene Staatsexamen zu machen. Wie, was? —"

„Recht so", rief Herr Lehrer Reinhard, „wir Lehrer müssen auch unser Examen machen, warum nicht auch der Geistliche? Der Staat muß sich davon überzeugen, ob die Lehrer und Erzieher des Volkes auch das Zeug zu ihrem Berufe haben. Der Herr Kaplan ist widerspenstig gegen das Gesetz, und ist eigentlich heute schon unfähig, geistliche Functionen auszuüben!"

„Bombensplitter und Element! Krummgeschlossen sollte er werden, und acht Tage Dunkelarrest mit Hungerkost!" polterte Herr Malhuber. „Den sollte ich in meiner Compagnie haben, ich wollte ihm die Insubordination vertreiben und — seine rothen Backen! Das Donnerwetter!"

Nun erhob sich Herr Kuß und sprach mit der Würde eines Doktors aller Facultäten: „Meine Herren! Die Religion besteht nicht allein aus der Religion. . . ."

„Hört! Hört!" rief Herr Baldrian.

„Ich bitte mich nicht zu unterbrechen. Nicht allein aus der Religion oder vielmehr dem Religionsunterrichte, sondern auch aus der religiösen Erziehung. Auch die Wissenschaft hat ihre Religion, und ein Jude kann nicht der Lehrer eines Christenkindes sein!"

„Ich bitte ums Wort, Herr Bürgermeister", sagte der alte Moses und erhob sich. Er strich seinen ehrwürdigen wallenden Bart, und ein feines Lächeln spielte um seinen Mund. „Herr Doktor, Sie sind ein Katholik. Was geben zwei mal zwei?"

„Zwei mal zwei? Nun, zwei mal zwei sind vier", brummte Herr Kuß.

„Nun, Herr Bürgermeister, Sie sind Protestant. Wie viel sind zwei mal Zwei?"

„Natürlich vier", lachte der Herr Bürgermeister.

„Und bei uns Juden sind zwei mal zwei auch vier. Sehen Sie, meine Herren, das Einmaleins, die Rechenwissenschaft hat keine Religion. Berlin liegt an der

Spree für Juden und Christen, die Geographie hat auch keine Religion, und wenn der Barometer der Christen steigt, so steigt auch der der Juden, und die Naturwissenschaft ist weder katholisch, noch protestantisch, noch jüdisch. Die Wissenschaft hat keine Religion, und wo die Religion sich in die Wissenschaft gemischt hat, z. B. in die Weltgeschichte, da hat sie die Wissenschaft gefälscht. Warum soll ein christlicher Lehrer nicht lehren können einem Judenkind die Rechtschreibekunst! Und warum soll ein jüdischer Lehrer nicht lehren können einem Christenkinde das Einmaleins? Wie haißt?"

„Gut gegeben, Moses", sagte der Herr Bürgermeister, „und so ist es. Und nun noch Eines und für unsere Gemeindeverwaltung die Hauptsache, der Geldpunkt! Unsere katholische Schule ist eine alte Spelunke und viel zu klein. Die protestantische Schule wird in der ehemaligen Zehntscheuer gehalten, die man nothdürftig hergerichtet hat; und ein jüdisches Schulhaus gibt es gar nicht, und Herr Breitlinger hält die Schule nothgedrungen dort oben in des Löwenwirths Tanzsaal, und das schickt sich nicht. Wir müssen bauen, und nun fragt es sich, wollen wir drei Schulhäuser bauen, oder nur eines, ein gemischtes? Ein gemischtes kostet 100,000 Mark, die drei confessionellen kosten 200,000 M. Was bauen wir?"

„Ein gemischtes", schrie die Majorität am Tische.

Herr Hänel gab dem Barbier einen Wink und sprach: „Doktor, komm, wir gehen. Hier ist nichts für uns. Der Herr Kaplan wird horchen!"

„Ferner", fuhr der Herr Bürgermeister fort, „für drei Schulen müssen wir fünf Lehrer besolden, für eine gemischte Schule nur drei, spart die Gemeinde jährlich 3000 Mark! Was für eine Schule wollen wir haben?"

„Eine gemischte!" rief nunmehr der ganze Tisch.

„Und endlich, die Lehrgegenstände: Globus, Landkarten, ausgestopfte Vögel, Electrisirmaschine und Haselnußstecken, — für confessionelle Schulen müssen wir sie dreifach anschaffen und unterhalten, für eine gemischte Schule nur einmal. Für welche Schulen werden wir stimmen?"

„Für eine gemischte!" jubelte die ganze Gesellschaft.

„Bravo"! rief der Herr Bürgermeister und ergriff sein Glas. „Stoßen wir an, die gemischte Schule soll leben! Und bleibet fest, Ihr Männer! Sie lebe hoch!"

„Hoch, Hoch und abermals Hoch!

„Fest, wie ein Fens, trotz Teufen und Hönne, ich weiche nicht!" rief Herr Baldrian.

„Aber unsere Weiber!" wagte Herr Kaufmann Mantel einzuwenden.

„Bah, Weiber!" rief Herr Baldrian. „Wo Männer thaten, hat das Weib nicht mitzurathen."

In diesem Augenblick der allgemeinen Begeisterung trat der junge Löwenwirth Gottfried eilfertig in den Garten.

„Herr Bürgermeister, Herr Bürgermeister, draußen stehen wenigstens zwanzig Weiber. Meine arme Mutter, Gott helfe ihr, an der Spitze. Sie sind sehr aufgeregt und wollen gleich mit dem Herrn Bürgermeister sprechen!"

„Was mit mir?" rief der Herr Bürgermeister erstaunt. „Und hier in diesem Garten? Was wollen sie! Sind die Weiber verrückt?"

„Es ist der ganze katholische Frauenverein. Sie schreien, sie wollen keine gemischte Schule. Hören Sie nur, wie sie spectaculiren."

Herr Kaufmann Mantel wurde blaß: „Ist das nicht die Stimme meiner Frau?"

„Freilich, Madame Mantel ist eine der aufgeregtesten."

„Ja, ja, meine Eulalia kann sehr aufgeregt sein. Herr Löwenwirth, was bin ich schuldig? Ich muß in's Geschäft."

Herr Mantel warf einige ungezählte Pfennige auf den Tisch und entfernte sich schleunig durch die Kegelbahn.

Mehrere andere Herren schienen ebenfalls aus dem Gewirre kreischender Weiberstimmen bekannte Laute zu unterscheiden, denn der Tisch leerte sich auffallend rasch.

Herr Baldrian wurde schleunigst unsichtbar.

„Dagebnieben!" donnerte Herr Baldrian. „Seid Ihr Männer und fürchtet Euere Weiber! Pfui Teufen!"

„Gottfried!" sagte der Herr Bürgermeister mit Würde, „hier ist nicht Ort noch Zeit, die Deputation der Damen zu empfangen. Sagen Sie ihnen, in einer halben Stunde werde ich auf dem Rathhause sein. Dort will ich sie hören. Oeffnen Sie mir die Gartenthüre." Und der Herr Bürgermeister schritt mit ungewöhnlich langen Schritten der Gartenthüre zu, wobei er übersehen zu haben schien, daß besagte Gartenthür keineswegs nach dem Rathhause, sondern in das freie Feld hinausführte.

Kaum hatte der Herr Bürgermeister das freie Feld gewonnen, so sprang die Hausthüre auf, und ein Schaar Weiber fluthete in den Garten, an der Spitze Frau Zimmermann, Frau Mantel und Frau Baldrian.

„Was, auch Du, Louise?" rief Herr Baldrian und war mit einem Satze auf der rettenden Kegelbahn.

„Achilles! Achilles! Willst Du gleich da bleiben! Warte nur, Du kommst nach Hause!"

Herr Baldrian schien nicht geneigt, von der freundlichen Einladung seiner Frau Gebrauch zu machen und wurde schleunigst unsichtbar.

Die Weiber fanden auf dem Schlachtfelde keinen Feind mehr, denn der alte Moses, der lächelnd hinter seinem Glase saß, war ein Freund und das Factotum aller Weiber, die etwas zu kaufen oder zu verkaufen hatten, und Herr Malhuber war kampfunfähig, denn der wälzte sich förmlich in Lachkrämpfen auf seinem Stuhle.

VIII. Die Straßenschlacht.

Wochen waren vergangen seit den letzten Ereignissen im Löwengarten. Die Gäste aus dem Pfarrhause, die Frau Geheimrath und Theodor mit seiner Frau, waren

längst wieder abgereist. Salomon war bei seinem Vater geblieben, um die Vorbereitungen zu seiner Vermählung zu betreiben, die ihn in kurzer Zeit mit seiner Louise vereinigen sollte. Er war ein täglicher Gast im Forsthause, aber es waren nicht lauter heitere Stunden, die er dort verlebte. Ein zunehmender Trübsinn seiner zukünftigen Schwiegermutter warf einen Schatten auf sein Liebesglück, und die öftere und ungewöhnliche üble Laune des Oberförsters war nicht geeignet, diesen Schatten zu mildern. Selbst seine Braut überraschte er mit von Thränen gerötheten Augen, und auf seine besorgte Frage gab sie ihm die Hand und blickte zärtlich zu ihm auf: „Es ist nichts, Salomon; frage mich nicht und glaube mir."

Auch in der Stadt hatten sich die Verhältnisse geändert, und der confessionelle Friede war getrübt. Der Herr Kaplan hatte immer mehr Einfluß gewonnen in der Gemeinde. Im Kriegerverein hatte er durch sein gewinnendes, kameradschaftliches Benehmen, durch seine gesellschaftlichen Talente, seine Unterhaltungsgabe und seinen Witz den ehrlichen Malhuber längst ausgestochen, und wenn auch der ehemalige Sergeant dem Namen nach Vorstand des Vereines blieb, der Kaplan war doch der eigentliche Leiter desselben. Ja sein Einfluß war so groß, daß er es dahin brachte, die katholischen Mitglieder des Kriegervereins zu einer wöchentlichen Betstunde zusammenzubringen.

Er hatte einen katholischen Frauenverein gegründet, der im Allgemeinen einen recht wohlthätigen Zweck verfolgte, indem die Frauen und Mädchen sich der Armen und Krankenpflege widmeten, durch Handarbeiten, durch milde Gaben oder persönliche Dienstleistungen.

Der gute, arglose geistliche Herr Werner war ganz gerührt über diese Thätigkeit seines Schützlings, den er nach wie vor gegen seine Feinde zu vertheidigen hatte, und beharrlich vertheidigte. Er sollte nur zu bald enttäuscht werden.

Die Weiber und Mädchen der Gemeinde schwärmten für den Herrn Kaplan. Unter dem Einflusse seiner liebenswürdigen Persönlichkeit und der geistlichen Exercitien, Bet- und Bußübungen, denen er seine Schäflein unterwarf, waren die Weiber und Mädchen nach und nach in einen Zustand der Exaltation und Verzückung gerathen, in welchem sie ihre irdischen Pflichten vergaßen, um einen Anspruch auf den Himmel zu verdienen. Es war ein förmliches Wettrennen nach jenen seligen Gefilden; die Kirche war Tag für Tag gefüllt mit betenden, beichtenden und büßenden Frauen und Mädchen, und man zischelte sich in die Ohren, mehr als eine der hübschen, jungen Damen trage einen Bußgürtel auf dem bloßen Leibe, um Sünden abzubüßen, die sie noch gar nicht begangen hatten. Der Friede und die Eintracht in vielen Familien wurde dadurch gestört. Die Männer hatten keine behagliche Häuslichkeit mehr; da die Weiber in der Kirche oder dem Frauenverein saßen, blieben die Kinder den Mägden überlassen, der Hausherr wurde vernachlässigt in allen seinen kleinen Bedürfnissen; die kleinen Aufmerksamkeiten und Dienstleistungen, die, von der Hand einer guten Frau oder einer lieben Tochter gegeben, das häusliche Leben so angenehm und behaglich machen, hatten aufgehört; dem Manne wurde das Haus zu einer Oede und da ging er und vertrank seinen Aerger im Wirthshause. Und aus der Familie wurde der Unfriede auch in die Gesellschaft, in das Wirthshaus, getragen und die Männer begannen sich mit unfreundlichen Blicken zu messen.

„Hepp, hepp! Judenschmuhl!"

Da trat eine Katastrophe ein. Die Regierung hatte das Treiben des jungen heißspornigen Kaplans längst beobachtet, und da ihr schließlich der Friede der Gemeinde gefährdet schien, war sie eingeschritten. Leider auch hier zu spät, wie anderwärts. Der Kaplan wurde aufgefordert, sich dem gesetzlich vorgeschriebenen Staatsexamen zu unterwerfen oder seine geistlichen Functionen einzustellen. Der junge Mann hatte keine Lust, diese schöne Gelegenheit, sich als Märtyrer einsperren zu lassen, zu benützen; er fügte sich, legte sein Amt nieder, und zog in den Adler, wo er sein Hauptquartier aufschlug.

Bei seinem Umzuge bestreuten die exaltirten Weiber und Mädchen seinen Weg mit Blumen, und Abends brachte ihm der Kriegerverein ein Fackelständchen. Herr Malhuber war wüthend und legte seine Vorstandsstelle nieder. Auch Herr Baldrian war entrüstet; nach dem Fackelständchen, beim Bankett im Adler, hielt er eine Rede, in welcher er in seinem heiligen Zorne sagte:

„Sondaten wonnt Ihr sein? Ante Weiber seid Ihr, und Euch gehört ein Kochnöffen und kein Saben!"

In Folge dieser harmlosen Bemerkung wurde er etwas unsanft auf die Straße gesetzt, welches Ereigniß in so ferne nicht ganz ohne Vortheil für ihn war, als sie ihm eine umständliche Erklärung, seinen Austritt aus dem Kriegerverein nehmen zu wollen, überflüssig machte.

Auch einen katholischen Gesellenverein hatte der Herr Caplan gegründet, und setzte den Doktor Kuß als Vorstand ein. Da es im Vereinslokale, im Adler, sehr munter und lebhaft zuging, so wuchs die Zahl der Mitglieder täglich, und der Kaplan gewann unbeschränkten Einfluß auf die jungen Leute.

So standen die Dinge, als eines Abends unsere vier Freunde durch die Hauptstraße des Städtchens wandelten, gefolgt von dem alten Jonas. Die Herren befanden sich in keiner heiteren Stimmung, der Gegenstand ihres Gespräches war offenbar sehr ernst und schien namentlich den geistlichen Herrn Werner schmerzlich zu berühren.

„Werner, ich habe keine Hoffnung mehr", sagte Herr Maithal, „die Stadt ist wie auf den Kopf gestellt; ein Knabe hat die Fundamente unseres heiligen Baues unterwühlt, und der nächste Windstoß kann ihn zusammenwerfen. In kurzer Zeit ist die Entscheidung; wir werden in der Schulfrage unterliegen!"

Der geistliche Herr senkte sein Haupt.

„Ich habe Dich gewarnt", sagte der Oberrabbiner fast rauh, „Du allein konntest der Schlange den Kopf zertreten, jetzt hat sie Dich in die Ferse gestochen, und auch Du wirst als Opfer fallen."

Beim Rathhause kam ihnen der Kaplan entgegen. Die Kinder, die sich auf der Straße befanden, umdrängten ihn und küßten ihm die Hand. Bei der Begegnung mit den Herren grüßte er achtungsvoll. Die Herren erwiederten kalt den Gruß; der Oberförster fuhr mit der Hand nach der Seite, wo er den Hirschfänger zu tragen pflegte, und murmelte einen halblauten Fluch.

Aus der nächsten Seitenstraße trat mit hastigen wankenden Schritten der alte Moses, gefolgt von einem halben Dutzend Gassenbuben, die hinter ihm her schrieen und johlten: „Hepp, Hepp! Judenschmuhl!“ Einer von den Schlingeln raffte eine Hand voll Koth auf, und warf sie nach dem alten Manne. Als dieser die Freunde erreichte, sank er halb in die Knie, und Thränen liefen über seine gefurchten Wangen in seinen weißen Bart. „Gott der Gerechte, muß ich erleben so eine Schande! Sind wir in Thalheim, sind wir in der Türkei? Seinen Vater habe ich aus der Noth gerettet, und der Sohn bewirft mich mit Koth!“

Dem Oberrabbiner stieg das Blut in die Wangen und er furchte die Stirne: „Also bis zur Judenverfolgung ist es bereits gekommen?“ sagte er mit bitterem Lachen.

„Beruhigt Euch, guter Moses“, sagte der geistliche Herr Werner gütig und richtete den alten Mann in die Höhe; „es sind eben böse, gedankenlose Buben.“

Der alte Jonas aber, ohne eine förmliche Kriegserklärung, wie sie unter kriegführenden Mächten üblich ist, für nöthig zu halten, fuhr wie ein Wetter unter die Buben, und erwischte den Kothkanonier beim Kragen. Den Gefangenen stellte er vor kein Kriegsgericht, sondern er legte ihn einfach übers Knie und bearbeitete seine Rückseite mit seinem Haselstocke. „Lausbube, marschanter, ich will Dir ehrliche Männer beschimpfen!“

„Ehrliche Männer?“ schrie der Bube, „er ist ja nur ein Jude!“

„Hepp, Hepp, Hepp“! riefen die andern Buben und rannten davon.

„So, nur ein Jude, sagst Du? Dafür bekommst Du noch ein halbes Dutzend.“

Der Bube brüllte, als hätte er ein Messer im Halse.

„Das ist ja der reinste dreißigjährige Krieg!“

An den Häusern öffneten sich die Fenster.

„Eulenförster“, kreischte eine Weiberstimme, „was schlagt Ihr meinen Buben? Wollt Ihr ihn gleich loslassen!“

„So gehört der Schlingel Euer, Frau Kuß? Da habt Ihr ihn! Die Hosen habe ich ihm ausgeklopft, Euer Mann soll ihm auch noch das Wamms ausklopfen. Er hat den guten alten Moses mit Dreck geworfen!“

„Komm heim, Karlchen! So ein Aufhebens machen wegen einem alten Juden!“ schrie das Weib und schlug das Fenster zu.

Die Freunde blickten sich bedeutungsvoll an. „Das ist bereits schlimmer, als ich befürchtet habe“, sagte Herr Maithal mit schmerzlich bewegter Stimme. „Kommt Moses, wir führen Euch in Euere Behausung.“

„Danke, Herr Pfarrer, danke! Gleich um die Ecke! Gott der Gerechte, welch' eine Welt ist das!“

Die Abenteuer dieses Tages waren noch nicht vorbei. Der alte Moses war in Sicherheit gebracht worden, und die Herren betraten den Marktplatz just zu der Abendstunde, in welcher die Volksschulen sich entleerten. Das katholische Schulhaus und die in ein protestantisches Schulhaus umgewandelte Zehntscheuer stunden sich auf dem Marktplatz gegenüber. Die Religionsstunde in beiden Häusern war beendet, und die Schüler eilten lärmend und jubelnd in's Freie. Aber sie zerstreuten sich nicht, sondern sie ordneten sich in Haufen, die einander gegenüberstanden, offenbar in feindlicher Absicht. Die geistlichen Herren und der Oberförster standen hinter dem großen Marktplatzbrunnen, von diesem halb verdeckt, und konnten ungesehen den Schauplatz überblicken.

„Was haben die Teufelsbuben im Sinne?“ brummte der Oberförster.

„Warten wir es ab“, sagte der Oberrabbiner, „vielleicht können wir dabei etwas lernen, und ein Stück modernes Christenthum zu sehen bekommen.“

Der alte Jonas sah dem bevorstehenden Kampfe mit unbeschreiblichem Entzücken entgegen. „Der dort, der Anführer von den Lutterischen, ist des Bürgermeisters Fritz, und der dort drüben, bei den Katholischen, ist dem Hänel sein Josef. Ich will nur sehen, wer's gewinnt!“

Der Alte brauchte nicht lange zu warten, und die Feindseligkeiten begannen, und zwar nach Sitte der alten Deutschen mit Schimpfworten, die sich die beiden Parteien einander zuriefen.

Allerdings, die biedern alten Deutschen hatten ein anderes Schimpfwörter-Verzeichniß als die jungen Deutschen in Thalheim, denn während die Katholischen ihre Gegner „Ketzer“ und „Mucker“ schimpften, warfen ihnen die Lutherischen „Kreuzköpfe“ und „Bußgürtler“ an die Köpfe. Doch dieses Schimpfgeplänkel dauerte nicht lange, und die Katholischen eröffneten den thatsächlichen Kampf mit einem mörderischen Artilleriefeuer, für welches sie die Munition von einem Grundhausen entnahmen, und welches, da mehrere Grund-Granaten bei den Protestanten einschlugen, einige Verwirrung anrichtete. Diese konnten wegen Mangels an Munition das Feuer nicht erwiedern, und mit dem Schlachtrufe: „Luther! Luther!“ stürzten sie sich auf ihre Gegner. „Papst! Papst!“ schrieen diese, und die beiden Armeen stießen auf einander und mischten sich im Handgemenge.

„Das ist ja der reinste dreißigjährige Krieg!“ sagte der Oberförster lachend.

Die jungen Helden hieben wacker auf einander ein, mit Linealen, Bücherranzen und Bücherriemen, und: „Hie Papst!“ und „Hie Luther!“ schrie'n die Anführer und suchten sich im Gewühle zum Einzelkampfe.

„Bravo, Fritz“, rief der alte Jonas, der hinter dem Brunnen vor Entzücken eine Art indianischen Kriegstanz aufführte. „Malkraitabler Kerl, der Fritz! Hau' ihn! Hurrah, hat ihn!“

Der Kampf war bald entschieden. Wenn die Katholiken im Artilleriefeuer überlegen waren, so waren es die Evangelischen in der Handwaffe. Da die Schlacht unmittelbar nach dem Religionsunterrichte geschlagen wurde, so hatten die Evangelischen die schwere Bibel in die Riemen

geschnallt, und die Katholischen nur den leichten Katechismus. Der Katechismus aber konnte gegen die Bibel nicht bestehen, diese fuhr wie das Wetter auf die Köpfe und Schultern der Katholischen nieder, und der Katechismus mußte vor der Bibel Reißaus nehmen. Die Katholischen flüchteten sich nach allen Richtungen in die Seitengassen, verfolgt von den siegreichen Protestanten.

Jetzt stürzte der protestantische Lehrer aus dem Schulhause und rief auf den leeren Platz hinaus:

„Wollt Ihr gleich ruhig sein, Ihr Schlingel! Ich sperre die ganze Klasse ein."

„Die Schlingel sind fort, Herr Reinhard", sagte Herr Maithal vortretend. „Ihre Intervention kommt zu spät. Welch' ein Scandal ist das, Herr Lehrer! Ist der Unfriede und die Unduldsamkeit bereits bis in die Schulen gedrungen?"

Herr Reinhard zuckte die Achseln: „Herr Pfarrer, diesem gegenüber bin ich machtlos! Die Kinder bringens von zu Hause in die Schule mit; von meinem katholischen Collegen dort drüben werde ich nicht unterstützt, im Gegentheil, und kaum vergeht ein Tag, ohne diese Schlägereien unter den Schülern!"

„Auch das ist eine Frucht der konfessionell getrennten Schulen", erwiederte ernst Herr Maithal. „Schon in den jungen Herzen der Kinder schlagen Unduldsamkeit und Zwietracht ihre Wurzeln, und wenn diese Pflanze von gewissenlosen Menschen gehegt und gepflegt wird, so vergiftet sie einst mit ihren Früchten eine ganze Gemeinde. Meine Freunde, ich bin tief betrübt. Ich sehe den Anfang vom Ende.

IX. In fremdem Revier.

Das Forsthaus lag, fünf Minuten vor dem südlichen Thore der Stadt, in einem prachtvollen Eichenwalde. Das stattliche Haus trug das Zeichen seiner Würde, ein gewaltiges Hirschgeweih über der Hauptthüre, zu der eine breite steinere Treppe mit eisernem Geländer führte. In der nächsten Umgebung des Hauses war der Wald in eine geschmackvolle Parkanlage umgewandelt, und durch Park und Wald zog sich, bis an das Thor der Stadt, ein breiter, sorgfältig unterhaltener Kiesweg.

Vor dem Forsthause, auf einer Moosbank, unter einer gewaltigen Eiche, saß der alte Jonas mit dem Reinigen einer Jagdflinte beschäftigt. Zu seinen Füßen lag sein treuer Begleiter Faßan.

Der Hund erhob sich und windete, den einen Vorderfuß erhoben, nach dem Gebüsche.

„Was gibt's, Faßan! Hast ein Stück Wild in der Nase? Pah, Schwarzwild! Pfui Faßan! das ist nichts für dich! Leg' dich."

Aus dem Gebüsche trat der Herr Kaplan eifrig in sein Brevier lesend.

Faßan knurrte zornig und fletschte die Zähne.

„Kusch! leg dich! Hat das Vieh einen kurrenten Instinkt!"

Der Herr Kaplan klappte sein Buch zusammen und grüßte freundlich.

„Guten Abend, Herr Jonas! fleißig bei der Arbeit?

Der Alte putzte eifrig an dem Büchsenlauf und brummte etwas, was man bei einiger Phantasie als „Merci" auslegen konnte.

„Bin früher, als Student, auch Jagdliebhaber gewesen", fuhr der Herr Kaplan im gemüthlichen Plaudertone fort. „Freilich, jetzt paßt es nicht mehr zu meinem heiligen Berufe."

„Warum nicht?" erwiederte Jonas; „Mit der Büchse fallen ist doch immer noch besser und — ehrlicher, als Fallen stellen und Schlingen legen!"

„Freilich, guter Jonas, da haben Sie ganz Recht", erwiederte lächelnd der Kaplan. „Die fatalen Wilderer. Der Herr Oberförster zu Hause oder sein Sohn?"

„Herr, was fragen Sie mich? Sie kennen recht wohl die Stunde, wo die Männer nicht zu Hause sind."

„Nun, so werde ich den Damen meine Aufwartung machen. Guten Abend, Herr Jonas."

„Herr," sagte dieser mit vor Zorn bebender Stimme und vertrat dem jungen Manne den Weg. „Herr, hören Sie noch ein Wort. Ich bin ein alter Mann und ich warne Sie. Droben sitzt meine arme, gute Madame wieder einmal mit roth geweinten Augen. Das haben Sie auf dem Gewissen. Seit Sie in dieses Haus schleichen, ist kein Glück mehr darin. Aber nehmen Sie sich in Acht! Hier stehe ich Schildwache. Ich habe, hol' mich der Teufel, schon mehr als einem Wilderer auf den Pelz gebrannt, und die siedig Infambilität soll mir in die Beine fahren, wenn ich es dulde, daß in dem Reviere gewildert wird!"

Der Kaplan maß den Alten erstaunt von Kopf bis zu den Füßen. „Guter Jonas, ich verstehe Sie nicht. Die Frau Oberförster ist eine gute katholische Christin; sie verlangt von mir geistlichen Rath und Trost, und es ist meine heilige Pflicht, ihren Wunsch zu erfüllen. In dieser Pflichterfüllung lasse ich mich aber durch keine Drohung schrecken. Merken Sie sich das. Guten Abend!"

Der Kaplan stieg die Steintreppe hinauf und verschwand in dem Forsthause.

Der alte Jonas sank mit einem halblauten Fluche wieder auf seine Bank zurück.

Nach einer halben Stunde kamen von der Stadt her der geistliche Herr Werner, der Oberförster und sein Sohn Max. Sie waren in eifrigem Gespräche begriffen, und der Oberförster befand sich offenbar in großer Aufregung.

„Also darum der zunehmende Trübsinn meiner guten Frau", sagte er grimmig. „Aber ich habe es geahnt! Warte Bube, wenn du mir unter die Hände kommst!"

„Freund, beruhige Dich," beschwichtigte der geistliche Herr. „Ich nehme ihn nicht in Schutz, ich selbst habe mich ja bitter in ihm getäuscht, aber in diesem Falle handelt er doch vielleicht aus mißverstandenem Pflichtgefühl."

„Ein Schurke ist er, der das Unglück in meine Familie trägt, wie er es in die Gemeinde getragen hat", brauste der Oberförster auf.

„Der alte Jonas hat mich gewarnt", sagte der junge Förster, „leider habe ich seine Warnung nicht beachtet. Arme Luise!"

„Was, arme Luise! dummes Zeug", grollte der Oberförster. „Ich bin Mann's genug, das wieder in Ordnung zu bringen. He, Jonas! da bist Du ja. Guten Abend Alter. Ist meine Frau oben?"

„Ja, Herr Oberförster."

„Allein?"

„Nein, Herr Oberförster!"

„Hat sie Besuch?"

„Ja, Herr Oberförster."

„Wer?"

„Der Herr Kaplan".

„Was? Ist der Fuchs in meinem Bau?" knirschte der Oberförster. „Lasse mich, Freund Werner! Ich bin ganz ruhig, siehst Du, ganz ruhig! Zum Donner, lasse mich! Max komm!"

Der Oberförster sprang mit zwei Sätzen die Treppe hinauf.

„Um Gotteswillen, Max, folgen Sie Ihrem Vater! Es gibt ein Unglück!" jammerte der geistliche Herr, und folgte so rasch seine zitternden Beine ihn tragen mochten.

BLB Karlsruhe

Die Thüre zur Wohnstube war nur angelehnt. Der Oberförster stieß sie geräuschlos auf und stand auf der Schwelle.

Seine Gattin saß auf dem Sopha und hatte ihr thränenfeuchtes Tuch vor die Augen gedrückt. Ein krampfhaftes Schluchzen machte ihren Körper beben.

Auf einem Stuhle in achtungsvoller Entfernung saß der Kaplan.

„Gnädige Frau", sagte er mit weicher Stimme, „beruhigen Sie sich. Sie werden diesen Schmerz überwinden. Bleiben Sie stark in Ihrem christlichen Vorsatze, und lassen Sie sich nicht erschüttern, und Sie werden Ihr Gewissen beruhigen und die Seele Ihrer Tochter vor der Verdammniß retten. Die Pflichten, die meine heilige Religion mir auferlegt, habe ich erfüllt, in der Gemeinde und in Ihrer Familie, in wenigen Tagen reise ich. Leben Sie wohl, gnädige Frau, leben Sie wohl und gedenken Sie dieser Stunde!"

Der Kaplan erhob sich.

„Halt!" donnerte der Oberförster. „Mein Herr Seelenretter, noch ein Wort, ehe Sie reisen!"

„Eichberg", rief die Frau und erhob flehend die Hände.

Der Kaplan erblaßte, doch blickte er ruhig in das zornglühende Gesicht seines Gegners.

„Herr, was erfrechen Sie sich, hinter meinem Rücken in meine Familie einzuschleichen, um Unheil und Unfriede zu stiften?!"

„Herr Oberförster", erwiederte der Kaplan, „die gnädige Frau haben in einer hochwichtigen Sache, die das Seelenheil Ihrer Tochter betrifft, meinen geistlichen Rath angenommen, und meine Pflicht....."

„Donnerwetter, Herr," unterbrach ihn Herr Eichberg zornig, „was geht Sie die Seele meiner Tochter an?! Ihre Pflicht? Saubere Pflichten das! Ehe der Satan Sie in unsere Stadt hat herabfallen lassen, herrschte Glück, Friede und Eintracht bei den Bürgern und in den Familien, und nun zerfleischen sie sich in Haß und Zwietracht, und die Dummheit ist Trumpf! Das ist Ihr Werk, mein Herr! Sie sind ein Heuchler oder ein Fanatiker, ein Schurke oder ein Narr, jedenfalls aber schlimmer als ein reißendes Thier, das nur den Leib zerfleischt, Sie aber vergiften die Seelen! Kein Wort, mein Herr! Dort ist die Thüre! Ich rathe Ihnen, Ihre Abreise zu beschleunigen, denn es gibt doch noch Männer in der Stadt, die im Stande sind und den Willen haben, Sie unschädlich zu machen, so oder so!"

Der Kaplan erwiederte kein Wort. Er entfernte sich schweigend, gefolgt von dem jungen Förster. Unten wurde er vom alten Jonas militärisch begrüßt. Die Hand an der Mütze sagte der Alte: „Guten Abend, Herr Kaplan. Wohl bekomm's! Ruhig, Faßan, leg' dich! Pfui, Haas!"

„Jonas, mein Jagdzeug," sagte der junge Förster. „Ich will in den Wald. Was die dort oben mit einander zu verhandeln haben, ist nichts für mich."

„Und nun zu Dir, Marie", sagte der Oberförster, mit verschränkten Armen und gerunzelter Stirne vor seine Frau tretend.

„Um Gotteswillen, Eichberg, was hast Du gethan!" rief die Frau die Hände ringend. „Der Gesalbte des Herrn!"

„Was, der Gesalbte des Herrn!" rief der Oberförster bitter lachend, „der Bursche hat keine andere Salbe auf dem Leibe, als die Borstorfer-Pomade in seinen Haaren. Der Kerl ist ja gar kein Priester!"

„Allerdings", schaltete der geistliche Herr Werner ein, „allerdings, Frau Luise, ist mein ehemaliger Kaplan nicht mehr befugt, geistliche Funktionen auszuüben."

„Und" fuhr der Oberförster fort, „Du, eine gute und gescheidte Frau, eine gute Mutter, kannst Deinen gesunden Sinn durch solch' einen Gelbschnabel verwirren lassen, und Du willst das Glück zweier Herzen, unser aller Glück, vernichten!?"

„Eichberg, ich kann nicht anders!" jammerte die Frau. „Seit Wochen dulde ich Höllenqualen. Wenn der Herr Kaplan auch abgesetzt ist, und verfolgt seines Glaubens wegen, er ist doch noch geweihter Priester, und er ist vor mich hingetreten, als ich schon in den Abgrund stürzen wollte, und hat mir seine rettende Hand gereicht. Ich kann mein Gewissen nicht beflecken, ich kann das Seelenheil meines Kindes nicht opfern. Ich kann meine Zustimmung nicht geben zu der Verbindung meiner Luise mit — mit einem Juden!"

Der Oberförster ging mit starken Schritten im Zimmer auf und ab und klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne. Jetzt blieb er vor seiner Frau stehen: „Weib!" — „Werner, hier ist meine Macht zu Ende! Versuche Du es mit diesem irrgeleiteten Starrkopfe. Marie, hier ist unser alter, würdiger Freund, ein katholischer Priester, ein ächter Christ. Gott füge es, daß sein Wort den Weg finde zu Deinem Herzen. Wenn nicht, beharrst Du in Deiner unsinnigen, unchristlichen Verstocktheit, dann meinetwegen ....."

„Eichberg!"

..... Dann meinetwegen scheide auch von uns, die Du unglücklich gemacht!"

Der Oberförster stürmte zur Thüre hinaus.

Frau Marie sank schluchzend auf das Sopha zurück.

X. Ein Opfer.

Zwei Tage nach den im vorigen Kapitel beschriebenen Ereignissen war der Herr Kaplan abgereist. Die Frauen und Mädchen des Frauenvereines hatten seinen Wagen mit Blumenguirlanden geschmückt, und der Gesellenverein hatte ihm zu Pferde das Geleite gegeben. Als der Festzug an dem protestantischen Pfarrhause vorüber fuhr, wendete der Kaplan aus seinem offenen Wagen einen Blick nach der Germania, dann grüßte er freundlich nach dem Pfarrhause, unter dessen Veranda Pfarrer Maithal mit seiner Gattin saßen.

„Fahre hin", sagte Pfarrer Maithal, dem Wagen dasselbe nachblickend. „Hätte dein Fuß niemals diese Stadt betreten! Welche Macht besitzt diese römische Hierarchie, die sie den Aberglauben und die Bornirtheit zu ihrem Bundesgenossen gemacht, um das bethörte Volk zum Fanatismus aufzuhetzen. Durch einen Knaben hat sie hier das Werk von Männern zerstört, und ich fürchte wir sind noch nicht am Ende!"

Die Unterredung des geistlichen Herrn Werner mit Frau Marie war resultatlos geblieben.

Sie blieb taub gegen die milden Ermahnungen des würdigen Mannes.

„Ich kann nicht, ich kann nicht! Mein Gewissen, das Seelenheil meines Kindes!"

Der Geistliche gab es auf, er hatte keine Hoffnung mehr.

„Frau Marie, ich scheide tief bekümmert. Aber dennoch rufe ich Ihnen noch zu, Ihr bedauernswerther Starrsinn ist nicht Glaubenseifer! Das ist keine Religion der Liebe, das ist eine Verirrung bis zum Fanatismus, durch welchen Sie sich und diejenigen unglücklich machen, die Ihnen die Liebsten sind, und die Sie glücklich wissen wollten. Vor Gott sind wir alle gleich, er wiegt auf der gleichen Waage die Gedanken und die Thaten aller seiner Kinder, der Christen und Juden, und — Christus, unser Herr, war selbst ein Jude gewesen!"

Frau Marie starrte dem scheidenden Freunde mit

geöffneten Augen nach; „Christus, unser Herr, ist selbst ein Jude gewesen", stammelte sie, dann sank sie ohnmächtig zusammen.

Auch Salomo war abgereist. Es war eine bittere Stunde des Abschiedes von seiner Braut. Er zog sie an sein Herz und küßte ihre weinenden Augen. „Ich gehe, Luise, Deine arme Mutter soll durch meinen Anblick nicht noch mehr erschüttert werden; ich fürchte . . . Harre aus, mein Mädchen, Gott möge Alles zum Guten leiten. Bin ich hier nöthig, so rufet mich. Des Himmels Segen über Dein theures Haupt!"

Zwei Tage nachher wurde Salomon, der Arzt, telegraphisch zurückgerufen.

Luise saß am Krankenbette ihrer Mutter.

Frau Marie raste in Fieberphantasien.

Der Oberförster stand am Fußende des Bettes, und folgte mit angsterfüllten Blicken den Untersuchungen des Arztes, der sich über die Kranke gebeugt hatte. Die Untersuchung war beendet, die Blicke der beiden Männer begegneten sich; der Oberförster wußte genug; der starke Mann wankte und faßte die Stuhllehne.

„Salomon, Salomon!" rief die Kranke in der Fieberhitze, „Christus, unser Herr, ist ja selbst. . . ."

Am vierten Tage starb sie. Alle ihre Lieben umgaben ihr Sterbelager. Auch Theodor mit seiner Gattin war aus der nahen Residenz herbeigeeilt.

Eine Stunde vor ihrem Ende war sie zu kurzem Bewußtsein erwacht. Mit großen glänzenden Augen blickte sie in die Runde, ihr Mund lächelte. „Salomon, Luise!" flüsterte sie. Das junge Paar sank vor dem Bette auf die Kniee. Mit Mühe hob die Kranke die schmale weiße Hand und legte sie auf das Haupt Salomon's. „Kinder, ich segne Euch! Werdet glücklich!"

Kinder, ich segne Euch! Werdet glücklich!"

„Segne auch mich, meine gute Mutter!" schluchzte Max und sank vor dem Lager nieder.

„Gottes Segen über Dich, mein Sohn!"

Tief erschüttert beugte sich der Gatte über die Sterbende. „Eichberg, verzeihe mir!" hauchte sie mit erlöschender Stimme. „Küsse mich! So nun ist Alles wieder gut!" Erschöpft sank sie zurück und schloß die Augen. Sie erwachte nicht mehr zum Bewußtsein, und starb in den Armen ihres Gatten. —

Das Leichenbegängniß war vorüber. Halb Thalheim war dem Sarge gefolgt. Der geistliche Herr Werner hatte eine ergreifende Rede gehalten, und an dem offenen Grabe dieses Opfers der religiösen Unduldsamkeit Friede und Versöhnung gepredigt. Ein großer Theil der Zuhörer verließ tief bewegt den Friedhof. Die Frau Oberförster war allgemein beliebt gewesen, und nun flüsterte man sich so mancherlei in die Ohren über die Ursache ihrer Krankheit und ihres Todes. Der Name des Kaplans wurde genannt, leise und halb ängstlich, auch der Abwesende übte noch seinen Einfluß. Aber es schien, als bereite sich eine Umstimmung in der Gemeinde vor; an dem Grabe der so schnell dahin gerafften, liebenswürdigen, und vor Kurzem noch so lebensfrischen und lebensfrohen Frau ahnte man eine unheilvolle Katastrophe, und man erschrack. Die Weiber weinten und die Männer machten ernste Gesichter. Man fühlte, vor noch nicht vielen Wochen war es anders, war es schöner und besser gewesen, und — man fing an zu denken.

Als Herr Werner vom Leichenbegängniß in seine Pfarwohnung kam, fand er ein amtliches Schreiben von der Kurie. Er war seines Amtes entsetzt wegen „unwürdigen Verhaltens". Er hatte das Verbrechen begangen, der Freund eines protestantischen Pfarrers und eines jüdischen Geistlichen zu sein. Er pflege Umgang mit einem rohen Förster, der selten die Kirche besuche und unchristlich fluche. Er entblöde sich nicht, in Gesellschaft dieser Männer sich öffentlich zu zeigen, ja sogar mit ihnen die Wirthshäuser zu besuchen. Er sei nachlässig in seinem Amte, halte seine Gemeinde nicht eifrig zur Beichte an, und entwickle in seinen Predigten Ansichten, die der alleinseligmachenden Kirche widerstreben. Er sei unwürdig seines heiligen Berufes, und sei ihm dessen fernere Ausübung untersagt.

Sein Ankläger war Herr Kaplan Schäfer.

Der alte Herr lächelte bitter, als er diese Epistel gelesen.

Eine Stunde später sendete er das Schreiben der Kurie mit einem Begleitbericht durch einen Eilboten an die Regierungsbehörde in der Residenz.

XI. Die Katastrophe.

Der Tag war angebrochen, an welchem die Bürger Thalheim's sich über die Einführung der gemischten Schule entscheiden sollten.

In den letzten Stunden waren in Thalheim unerhörte, entsetzliche Dinge geschehen. In der Nacht zuvor hatte ein Straßentumult stattgefunden. Durch einen Pöbelhaufen waren mehrere Judenhäuser angegriffen, Thüren und Fenster zertrümmert worden. Die Polizei war zu schwach und zu machtlos, dem Unfuge zu steuern; der Herr Bürgermeister wurde sogar insultirt und mußte, um Mißhandlungen zu entgehen, vom Platze weichen. Der Energie des jungen Försters Max Eichberg und des Herrn Steuereinnehmers Malhuber war es zu danken, daß großes Unheil verhütet wurde. Mit zwei Dutzend treu gebliebener Mitglieder des Kriegervereins erschienen sie auf dem Platze und hieben auf das Gesindel ein mit Waffen, wie sie gerade zur Hand waren, mit Stöcken,

Schüreisen, Max ließ die flache Klinge seines Hirschfängers auf dem Rücken der Strolche tanzen, und Herr Malhuber bearbeitete mit seinem Sergeantensäbel, den er in der Scheide stecken ließ und als Streitkolben handhabte, die dicken Köpfe der Rebellen.

„Bombensplitter, Herr Lieutenant, das ist wieder einmal ein wenig Soldatenarbeit!"

„Jonas!" rief Herr Eichberg, „siehst Du dort den Kuß? Fasse ihn, das ist der Hauptstrolch!"

„Hab' ich Dich endlich einmal, Du marschante Kanaille!"

Der alte Jonas sprang wie ein Jüngling mitten in einen Haufen des Gesindels, packte den Barbier am Kragen und riß ihn heraus. „Hab' ich Dich endlich einmal, Du marschante Kanaille!"

„Was wollen Sie, Herr Jonas? Lassen Sie mich los!" schrie der Barbier, der sich unter den Fäusten des Alten krümmte. „Ich gehöre zur Ambulanz, ich bin nach der Genfer Convention unverletzlich."

„Wart' ich will Dich ambulanzen", lachte der Alte und schleuderte den Elenden zweien Polizeidienern in die Arme. „Haltet ihn nur fest, den Schuften, er ist ein Hauptheter und Rädelsführer!"

Am andern Ende der Straße erhob sich ein Geschrei: „Sie plündern dem Moses seinen Laden!"

„Herr Gott, der alte Moses!" rief Herr Max. „Malhuber! Jonas! mir nach!"

Der Laden des Moses war erbrochen, und ein Dutzend Strolche war eben beschäftigt die Waaren von den Schäften herabzureißen, als Max mit seinen Leuten in den Laden stürzte. Jetzt aber wurde scharf eingehauen, und heulend suchten die Schufte die Thüre zu gewinnen. In dem Laden sah es greulich aus, und bei dem matten Scheine einer Deckenlampe entdeckte man hinter dem Ladentische den leblosen Körper des alten Moses. Jonas suchte ihn aufzurichten. Er war todt. Der Schrecken, ein Schlagfluß, hatte den alten Mann getödtet!

Die Straße war gereinigt, die Ruhe wieder zurückgekehrt, und im Spritzenhause wohl bewacht, war ein Häuflein Gefangener eingesperrt, darunter mehrere Mitglieder des Gesellenvereins.

Am anderen Morgen durchlief eine andere Schreckenskunde die Stadt. Das Kriegerdenkmal, die Germania, war in der Nacht von ihrem Sockel herabgestürzt worden. Die ganze Stadt strömte vor das Thor, um sich von dem unerhörten Frevel zu überzeugen. Ja, da lag sie, verstümmelt und zerschmettert auf der marmornen Treppe, die das Piedestal umgab. Ein Schrei der Entrüstung erscholl aus der aufgeregten Menge.

Im Pfarrhause hatten sich alle Freunde versammelt; auf die Nachricht von dem ungeheuern Ereignisse waren sie dahingeeilt.

Die Gretel stand auf der Veranda und schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Ach Gott, das schöne, steinerne Weibsbild!"

Jonas stand Schildwache bei der gestürzten Germania: „So muß sie liegen bleiben, bis die Egal-Inspection kommt. Die siedig Infambilität soll mir in die Beine fahren, wenn ich nicht weiß, wer's gethan hat."

Malhuber war mit dem Kriegerverein ausgerückt, von dem Gesellenverein ließ sich keiner blicken, aber der Kriegerverein hatte wieder ansehnlich zugenommen, und immer noch vermehrte sich seine Schaar.

„Meine Freunde", sagte Pfarrer Maithal, „ihre Bosheit selbst hat sie in unsere Hand gegeben. Das Unheil schlägt uns zum Heile aus. Kommt, meine Freunde!"

Als die ehrwürdigen Gestalten der drei Geistlichen auf die Straße traten, entblößten sich alle Häupter; und als die drei Männer Hand in Hand durch die Menge schritten, erhob sich ein Gemurmel der Theilnahme.

Jetzt standen die drei Männer wieder auf der Marmortreppe des Denkmals, das Antlitz gegen die Menge gewandt, und zu ihren Füßen das geschändete Standbild. Eine feierliche Stille herrschte auf dem Platze. Pfarrer Maithal sprach mit weithinschallender Stimme:

„Meine Freunde! Mitbürger! Meine Brüder!

Vor noch nicht langer Zeit stand ich mit meinen zwei geistlichen Freunden an der gleichen Stelle, und sprach zu Euch.

Damals waret Ihr patriotische, treue Männer, die ein Herz hatten für die Größe und Herrlichkeit des deutschen Reiches, unseres Vaterlandes, damals waret Ihr frei- und großdenkende Männer, die vorurtheilslos einander die Hand reichten als Glieder einer Gemeinsamkeit, als Freunde, als Brüder, und der Bruder fragte nicht den Bruder, wie betest Du zu unserm gemeinsamen Gotte. Nicht die äußere Schale, der Kern, der Inhalt, wurde gewogen und geschätzt.

Meine Freunde! Damals habe ich Euch zugerufen: Noch drohen uns Gefahren, noch haben wir die Probe nicht bestanden; seid einig, einig, einig! Und Ihr habt mir jubelnd geantwortet: Ja, ja, wir wollen treu sein und einig! Es war ein großer, ein herrlicher Tag. Und nun, wie stehen wir heute da! Meine Brüder, mit tiefem Schmerze muß ich es bekennen, wir haben die Probe nicht bestanden. Die Bande der Brüderlichkeit sind zerrissen, religiöse Unduldsamkeit, die sich bis zum Fanatismus gesteigert, hat den Freund vom Freunde getrennt, hat Unfrieden getragen in die Familien, und ist bis in die Schulen gedrungen, wo sie bereits in die jungen Herzen der Kinder ihr Gift geträufelt hat. Schon haben wir ein theures Opfer des religiösen Vorurtheils und der Glaubenswuth in das Grab gesenkt, gestern hat der Fanatismus an unseren jüdischen Mitbürgern unerhörte Schandthaten verübt, denen einer unserer besten Bürger, ein ehrwürdiger Greis, zum Opfer gefallen ist, und heute liegt das Sinnbild unseres Patriotismus und unserer Treue für unser großes deutsches Vaterland zertrümmert zu unseren Füßen. Der reine Ehrenschild unserer Stadt ist befleckt, und Rom hat durch einen fanatischen Sendling unserer Stadt ein Brandmal aufgedrückt."

Die Menge hatte lautlos zugehört. Manche Wange flammte auf, aber auch manches starre Auge suchte beschämt den Boden, und da und dort stahl sich einer auf die Seite.

„Aber damit noch nicht genug, meine Freunde!" fuhr Herr Maithal fort. „Euer langjähriger Freund und Berather, der seit Jahrzehnten Freud und Leid mit Euch getragen, der in schweren Tagen Euch Trost und Stütze war, der seine ganze Zeit und Kraft Euerm Wohle geopfert, auch mein Freund und Bruder, der würdige Geistliche an meiner Seite, Herr Werner, ist von der Curie seines Amtes entsetzt, angeklagt der Verletzung seiner

geistlichen Pflichten, angeklagt des freundschaftlichen Umganges mit Protestanten und Juden, angeklagt, ein unwürdiger Priester zu sein, und sein Ankläger ist sein eigener Kaplan, derselbe junge Mann, den er mit Liebe und mit Wohlthaten überschüttet hat!"

Durch die bis dahin starre Menge lief ein Murren der Entrüstung.

„Schändlich! Abscheulich! Nein, nein, unser geistlicher Herr muß bleiben!"

Herr Maithal erhob seine Hand. „Und so, meine Mitbürger, stehen wir jetzt. Derselbe junge Mann, der ein Verräther ward an seinem väterlichen Freunde und Wohlthäter, der den Unfrieden der Stadt, der das Unglück und die Schandthaten der letzten Tage mitzuverantworten hat, durch seinen unheilvollen Einfluß, er hat Euch bis an den Rand eines Abgrundes gedrängt. Noch ein Schritt weiter, und Ihr seid verloren, hoffnungslos aufgegeben. Wir aber, meine geistlichen Freunde und ich, haben dann hier keine Pflichten mehr zu erfüllen, wir sind Hirten ohne Heerden, wir greifen zum Wanderstabe, und die beschämende und schmerzvolle Ueberzeugung wird uns begleiten, daß unser vieljähriges, redliches Wirken in dieser Stadt ein schöner Traum war, aus dem wir durch die freche Hand eines Knaben aufgerüttelt worden sind!"

Die Zuhörer waren sichtlich ergriffen. Man vernahm einzelne leidenschaftliche Ausrufe. Viele Weiber schluchzten.

„Aber", fuhr Herr Maithal fort, „noch haben wir die Hoffnung nicht aufgegeben. Ich sehe, Ihr seid bewegt, erschüttert. Der gute Engel, der von Euch gescheucht worden, er kehrt zurück, und mit ihm wieder Versöhnung, Friede und Liebe. So lange diese Hoffnung in uns lebt, harren wir aus, wollen wir treu zu Euch stehen, unsere Arme sind für Euch offen, kehrt zu uns zurück, und unsere Liebe bleibe Euch unerschüttert!"

Maithal hatte seine Rede beendet. Einen Augenblick standen die Zuhörer lautlos da, dann kam Bewegung in die Menge. Rufe der Entrüstung, der Reue, des Schmerzes ertönten; man drängte sich vor bis an den Fuß des Denkmales.

„Wir wollen! Wir wollen! Verlassen Sie uns nicht!"

Tief ergriffen faßte der Herr Bürgermeister die Hand Maithal's: „Jetzt haben wir's gewonnen, Herr Pfarrer! Die gemischte Schule ist gerettet!"

Und von ihrem erhöhten Standpunkte aus erhoben die drei Männer die Hände wie segnend über die begeisterte Menge, und von den Männern der Gemeinde wurde der zerrissene Bund auf's Neue geschlossen!

Der Schlange war der Kopf zertreten.

Unsere Geschichte ist aus. Wir haben nur noch Weniges zu berichten.

Am Abend des gleichen Tages wurde von den Bürgern die gemischte Schule mit großer Mehrheit beschlossen. Nur einige Weiber, darunter Frau Zimmermann, blieben unerbittlich. Ihr Lenchen, mit ihren flachsblonden Zöpfen, sollte nicht mit einem rothköpfigen Isaak auf einer Schulbank sitzen.

Herr Kuß büßte seine Heldenthaten in der sog. Judengasse mit einem Jahre Zuchthaus, und setzte damit Herrn Baldrian wieder in den ausschließlichen Besitz der Alleinherrschaft in Thalheim. Der Kriegerverein blüht wieder wie zuvor, unter seinem Vorstande, dem Steuereinnehmer Malhuber, und der Gesellenverein schmolz nach und nach zusammen, bis er nur noch aus dem Lehrer Hänel und dem Nachtwächter bestand, und dann erlosch wie eine Lampe ohne Oel und mit demselben Wohlgeruch.

Des Pfarres Gretel wartet immer noch auf den Heirathsantrag des alten Jonas, der aber gewillt scheint, erst noch seine Jugend zu genießen, ehe er sich in das Joch der Ehe begiebt.

Der geistliche Herr Werner blieb, von der Regierung bestätigt, auf seinem Posten, trotz der Curie, und ward die Veranlassung zu einer heftigen Zeitungspolemik, die sich bis in das Abgeordnetenhaus verirrte, wo die Curie ihrer Entrüstung in einer Interpellation der schwarzen Minorität Luft machte, und von der Regierung nach Gebühr heimgeschickt wurde.

Der Herr Oberförster konnte nach dem Tode seiner Frau den Aufenthalt im Forsthause, wo Alles ihn an ein zerstörtes Familienglück erinnerte, nicht ertragen. Er erwirkte die Erlaubniß, seinen Sitz in der nahen Residenz nehmen zu dürfen, wo seine Mutter, Frau Geheimrath, sein Schwiegersohn Salomon, und Theodor mit ihren Frauen, in treuer Liebe sich bemühen, seinen Schmerz um die verlorene Gattin zu mildern.

Max, als Stellvertreter seines Vaters, bewohnt allein das Forsthaus im Walde. Man vermuthet jedoch, die Junggesellenschaft werde nicht allzu lange mehr währen, und Herr Max werde des Bürgermeisters liebliche Tochter ersuchen, die Waldeinsamkeit mit ihm zu theilen.

In Thalheim aber ist der alte Friede wieder eingekehrt, und heute noch wirken, von der ganzen Gemeinde hochgeehrt und geliebt, die drei geistlichen Freunde, Maithal, der Protestant, Werner der Katholik, und Bornheim der Jude, und heute noch genannt

das Kleeblatt!

Nehmt ein Exempel daran und duldet keine Schlange in Euerm Paradiese!

Weltbegebenheiten

bis Mitte Juli 1876.

„Schlechte Zeiten." Der Hinkende befindet sich in diesem Jahre in der seltsamen Lage, oder Stellung, daß er den rüstig Gehenden einige Regeln in der Redenkunst des Marschirens, nämlich des Vorwärtsmarschirens ertheilen muß. Das klingt gewiß „seltsam". Einer der den Ereignissen nachhinkt, erdreistet sich, uns, die wir im Fluge mit der Zeit leben und fortschreiten, Marschirregeln zu ertheilen?! Aber Ihr werdet ihn gleich verstehen.

Nicht wahr, seit der großen Handelskrisis von 1857 ist eine solche miserable Geschäfts- und Erwerbs- und Verdienstzeit noch nicht dagewesen, wie wir sie nun schon weit über 2 Jahre hinaus empfinden? Der Hinkende nimmt es auch keinem übel, wenn er über schlechte Zeiten raisonnirt. Ja, er raisonnirt sogar mit, wenn es sein muß, denn sein Kalender spürt die schlechten Zeiten auch. Ja die Zeiten sind wirklich schlecht, fragt nur den Kaufmann, den Fa-